

Leseprobe

Robert A. Heinlein

Fremder in einer fremden Welt

Roman

»Ein unglaublich komplexes Werk.« *Geek!*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 864

Erscheinungstermin: 09. Oktober 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

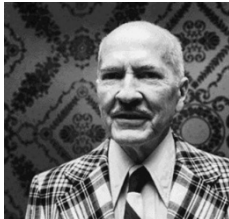
www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein Fremder vom Mars namens Valentine Michael Smith landet auf der Erde. Er ist zwar ein Mensch, wurde aber von Marsianern aufgezogen - und wird nun mit einer im völlig fremden Zukunftswelt konfrontiert. Seine Geschichte ist eine Geschichte der Infragestellung von Grenzen: des Zusammenlebens, der Sexualität, der Religion und der Wirtschaft. Robert A. Heinleins wohl programmatischster Roman hat längst Kulturgeschichte geschrieben.



Autor

Robert A. Heinlein

Robert A. Heinlein wurde 1907 in Missouri geboren. Er studierte Mathematik und Physik und verlegte sich schon bald auf das Schreiben von Science-Fiction-Romanen. Neben Isaac Asimov und Arthur C. Clarke gilt Heinlein als einer der drei Gründerväter des Genres im 20. Jahrhundert. Sein umfangreiches Werk hat sich millionenfach verkauft, und seine Ideen und Figuren haben Eingang in die Weltliteratur gefunden. Die Romane *Fremder in einer fremden Welt* und *Mondspuren* gelten als seine absoluten Meisterwerke. Heinlein starb 1988.

Das Buch

Die nicht allzu ferne Zukunft: Eine Expedition wird von der Erde zum Mars geschickt, doch das Raumschiff stürzt ab. Zwanzig Jahre später wird eine zweite Expedition gestartet, die auf dem Mars als einzigen Überlebenden der Katastrophe einen jungen Mann namens Valentine Michael Smith findet. Er war als Kind an Bord der ersten Expedition und wurde von Marsianern aufgezogen. Die Erde – auf die er nun zurückgebracht wird – ist für ihn eine fremde, völlig unverständliche Welt, und er verwendet seine mentalen Kräfte, die ihm die Marsianer verliehen haben, darauf, diese Welt nach seinen Vorstellungen zu verändern. Damit wird er für viele zu einer messiasartigen Figur – für andere jedoch zu einer Gefahr, die man mit allen Mitteln bekämpfen muss ...

Fremder in einer fremden Welt zählt neben Klassikern der Zukunftsliteratur wie *Schöne neue Welt*, 1984 oder *Fahrenheit 451* zu den bedeutendsten Science-Fiction-Romanen des 20. Jahrhunderts. Eine Parabel auf das Wesen Mensch, erzählt aus der Sicht eines »Fremden«, der womöglich menschlicher ist als wir alle zusammen.

Der Autor

Robert A. Heinlein wurde 1907 in Missouri geboren. Er studierte Mathematik und Physik und verlegte sich schon bald auf das Schreiben von Science-Fiction-Romanen. Neben Isaac Asimov und Arthur C. Clarke gilt Heinlein als einer der drei Gründerväter des Genres im 20. Jahrhundert. Sein umfangreiches Werk hat sich millionenfach verkauft, und seine Ideen und Figuren haben Eingang in die Weltliteratur gefunden. *Fremder in einer fremden Welt* erschien erstmals 1961 und wurde ein internationaler Bestseller. Heinlein starb 1988.

Mehr über Robert A. Heinlein und seine Romane erfahren Sie auf:

diezukunft.de »

INHALT

ERSTER TEIL

Seine befleckte Abstammung

Seite 9

ZWEITER TEIL

Sein absurdes Erbe

Seite 141

DRITTER TEIL

Seine exzentrische Erziehung

Seite 453

VIERTER TEIL

Seine skandalöse Laufbahn

Seite 629

FÜNFTER TEIL

Sein glückliches Geschick

Seite 737

Für
Robert Cornog
Fredric Brown
Philip José Farmer

Bitte beachten Sie:
Alle Personen, Götter und Planeten
in dieser Geschichte sind fiktiv.
Jede Übereinstimmung
von Namen wird bedauert.

Robert A. Heinlein

ERSTER TEIL

Seine befleckte Abstammung

Es war einmal vor langer, langer Zeit, da lebte ein Marsianer namens Smith.

Dass es Valentine Michael Smith tatsächlich gab, lässt sich ebenso wenig leugnen wie die Existenz zu hoher Steuern.

Die erste menschliche Expedition zum Mars wurde nach der Theorie zusammengestellt, die größte Gefahr für den Menschen sei der Mensch. Zu jener Zeit, acht Jahre nach Gründung der ersten menschlichen Kolonie auf Luna, war eine von Menschen durchgeführte interplanetare Reise nur auf Umlaufbahnen im freien Fall möglich – von der Erde zum Mars in zweihundertachtundfünfzig terranischen Tagen plus einer Wartezeit von vierhundertfünfundfünfzig Tagen auf dem Mars, während die Planeten weiterkrochen, bis sie die für die Rückkehrbahn günstigen Positionen erreicht hatten. Ein ausgesprochen langwieriges Verfahren.

Die Reise war jedoch nicht nur elend lang, sondern auch äußerst risikoreich. Nur indem sie an einer Raumstation auftankte und anschließend fast wieder in die Erdatmosphäre hineinfiel, konnte dieser primitive fliegende Sarg, die *Envoy*, die Reise überhaupt schaffen. Hatte sie den Mars einmal erreicht, würde sie unter Umständen

auch zurückkehren – falls sie nicht abstürzte, falls Wasser gefunden wurde, um ihre Reaktionstanks nachzufüllen, falls tausend Dinge nicht schiefgingen.

Man war sich jedoch bewusst, dass die physischen Gefahren bei Weitem nicht so groß waren wie die psychischen. Acht Menschen, die beinahe drei terranische Jahre lang zusammengepfercht waren, mussten unbedingt besser miteinander auskommen können, als es unter Menschen im Allgemeinen üblich ist. Eine rein männliche Crew wurde als ungesund und instabil abgelehnt. Als optimale Lösung betrachtete man vier verheiratete Paare, sofern es möglich war, die notwendigen Spezialkenntnisse in einer solchen Kombination zusammenzufügen.

Die Universität von Edinburgh, die Hauptunternehmerin, übertrug dem Institut für Sozialwissenschaften als Subunternehmer die Auswahl der Crew. Nachdem das Institut Freiwillige aussortiert hatte, die wegen Alter, Gesundheitszustand, Mentalität, Ausbildung oder Temperament ungeeignet waren, blieben ihm neuntausend mögliche Kandidaten. Jeder von ihnen entsprach sowohl körperlich als auch geistig den Anforderungen. Es war die Aufgabe des Instituts, mehrere annehmbare Crews mit je vier Paaren vorzuschlagen.

Eine solche Crew wurde niemals gefunden.

Die benötigten Berufe waren Astrogator, Arzt, Koch, Maschinist, Schiffskommandant, Semantiker, Chemiker, Elektroniker, Physiker, Geologe, Biochemiker, Biologe, Atomwissenschaftler, Fotograf, Hydroponiker, Raketeningenieur. Jeder sollte mehr als einen dieser Berufe beherrschen. Zumindest sollte er dazu fähig sein, einen ande-

ren in angemessener Zeit zu erlernen. Es gab Hunderte von Kombinationen aus acht Freiwilligen, die die entsprechenden Kenntnisse besaßen, und darunter drei, die aus verheirateten Paaren bestand – aber in allen drei Fällen rangen die Psychodynamiker, die die Verträglichkeitsfaktoren bewerteten, vor Entsetzen die Hände.

Die Hauptunternehmerin regte an, den vorgegebenen Kompatibilitätswert herabzusetzen; das Institut erbot sich, sein Honorar von einem Dollar zurückzugeben. In der Zwischenzeit sollte eine Computerprogrammiererin, deren Name nirgendwo verzeichnet ist, eine Rumpfmannschaft aus je drei Paaren zusammenstellen. Sie fand mehrere Dutzend kompatibler Kombinationen. Jede wurde durch ihre eigenen individuellen Merkmale charakterisiert, die sie zum Gelingen der Operation benötigten.

Die Computer fuhren fort, ihre Daten zu sichten, die sich durch Todesfälle, Rücktritte und neue Freiwillige änderten. Captain Michael Brant, Magister der Naturwissenschaften, Pilot und im Alter von dreißig Jahren Mondflugveteran, hatte einen direkten Draht zum Institut. Seine Kontaktperson schlug für ihn Namen von ledigen weiblichen Freiwilligen nach, die (mit Brant!) eine Crew vervollständigen könnten, und paarte seinen Namen dann mit diesen, um mithilfe der Maschinen Probleme durchzuspielen und so herauszufinden, ob eine Kombination akzeptabel wäre. Dies hatte zur Folge, dass Captain Brant nach Australien jettete und Dr. Winifried Coburn, einer unverheirateten, pferdegesichtigen Semantikerin, die überdies neun Jahre älter war als er, einen Heiratsantrag machte. Die Carlsbad-Archive zei-

gen sie als eine humorvolle Frau, der jedoch jegliche Attraktivität fehlte.

Vielleicht handelte Brant auch, ohne irgendwelche Insiderinformationen zu haben. Stattdessen verließ er sich ausschließlich auf jene intuitive Dreistigkeit, die man braucht, um ein derartiges Unternehmen kommandieren zu können.

Lichter blinkten, Lochkarten sprangen heraus, eine Crew war gefunden worden:

Captain Michael Brant, 32, Kommandant – Pilot,
Astrogator, Vertreter der Köchin, Vertreter des
Fotografen, Raketeningenieur,

Dr. Winifried Coburn Brant, 41 – Semantikerin,
praktisch ausgebildete Krankenschwester,
Lagerverwalterin, Historikerin,

Mr. Francis X. Seeney, 28 – stellvertretender
Kommandant, zweiter Pilot, Astrogator,
Astrophysiker, Fotograf,

Dr. Olga Kovalic Seeney, 29 – Köchin, Biochemikerin,
Hydroponikerin,

Dr. Ward Smith, 45 – Arzt und leitender Sanitätsoffizier,
Biologe,

Dr. Mary Jane Lyle Smith, 26 – Atomingenieurin,
Elektronikerin und Energietechnikerin,

Mr. Sergei Rimsky, 35 – Elektroniker, Chemotechniker,
verantwortlich für Maschinen und Instrumente,
Kryologe,

Mrs. Eleonora Alvarez Rimsky, 32 – Geologin und
Selenologin, Hydroponikerin.

Diese Leute besaßen alle erforderlichen Kenntnisse, von denen einige in den Wochen vor der Abreise durch intensives Büffeln erworben worden waren. Wichtiger als das, sie waren gegenseitig kompatibel.

Vielleicht sogar *zu* kompatibel.

Die *Envoy* startete. In den ersten Wochen konnten ihre Sendungen von Privatleuten aufgefangen werden. Als die Signale schwächer wurden, verstärkten Radiosatelliten der Erde sie. Die Crew schien gesund und glücklich zu sein. Ringwurm war das Schlimmste, womit Dr. Smith sich zu befassen hatte. Alle gewöhnten sich an den freien Fall und brauchten nach der ersten Woche keine Medikamente gegen Übelkeit mehr. Falls Captain Brant disziplinarische Probleme hatte, meldete er sie nicht.

Die *Envoy* erreichte eine Parkbahn innerhalb des Phobos-Orbits und verbrachte zwei Wochen mit einer fotografischen Erkundung. Dann funkte Captain Brant: »Wir werden morgen um zwölf Uhr Greenwich-Sternzeit am Südrand des Lacus Soli landen.«

Es kam keine weitere Botschaft mehr.

2

Ein irdisches Vierteljahrhundert verging, ehe der Mars wieder von Menschen besucht wurde. Sechs Jahre nachdem die *Envoy* verstummt war, überquerte die unbemannte Sonde *Zombie*, finanziert von La Société Astronautique Internationale, die Leere, ging für die Wartezeit

in eine Umlaufbahn und kehrte dann zurück. Fotografien, die das Robotfahrzeug aufgenommen hatte, zeigten ein nach menschlichen Begriffen wenig einladendes Land. Seine Instrumente bestätigten, dass die marsianische Atmosphäre dünn und für menschliches Leben ungeeignet war.

Aber die Bilder der *Zombie* bewiesen, dass die »Kanäle« technische Leistungen waren, und andere Einzelheiten wurden als Ruinen von Städten interpretiert. Man hätte eine bemannte Expedition losgeschickt, wäre nicht der Dritte Weltkrieg dazwischengekommen.

Eine Folge von Krieg und Aufschub war jedoch auch, dass die nächste Expedition mit besseren Aussichten startete als die verschwundene *Envoy*. Das Föderationsschiff *Champion* legte den Weg mithilfe des Lyle-Antriebs in neunzehn Tagen zurück. Es hatte eine rein männliche Crew aus achtzehn Raumfahrern und beförderte dreiundzwanzig männliche Pioniere. Es landete südlich vom Lacus Soli, da Captain van Tromp beabsichtigte, nach der *Envoy* zu suchen. Die zweite Expedition berichtete täglich; drei Meldungen waren von besonderem Interesse. Die erste lautete:

»Raketenschiff *Envoy* gefunden. Keine Überlebenden.«

Die zweite: »Der Mars ist bewohnt.«

Die dritte: »Berichtigung von Meldung 23-105. Ein Überlebender der *Envoy* gefunden.«

Captain Willem van Tromp war von humaner Gesinnung. Er funkte voraus: »Meinem Passagier darf auf keinen Fall ein Empfang in aller Öffentlichkeit bereitet werden. Bitte Niedrig-g-Fähre, Bahre und Ambulanz bereitstellen, dazu bewaffnete Wache.«

Er schickte seinen Schiffsarzt mit, der sich vergewisserte, dass Valentine Michael Smith in einer Suite des Medizinischen Zentrums »Bethesda« untergebracht, in ein Wasserbett gelegt und vor Kontakten von außen geschützt wurde. Van Tromp selbst ging zu einer außerordentlichen Sitzung des Hohen Rates der Föderation.

Als Smith ins Bett gehoben wurde, erklärte der Hohe Minister für Wissenschaft soeben: »Sicher, Captain, ich räume ein, dass Ihre Autorität als Kommandeur einer Expedition, die nichtsdestotrotz wissenschaftlicher Natur war, Ihnen das Recht gibt, zum Schutz einer vorübergehend in Ihrer Obhut befindlichen Person medizinische Dienstleistungen anzuordnen, aber ich verstehe nicht, wieso Sie jetzt meinen, sich in meinen Zuständigkeitsbereich einzumischen zu müssen. Smith ist schließlich eine Fundgrube wissenschaftlicher Information!«

»Das will ich meinen, Sir.«

»Warum bestehen Sie dann ...« Der Wissenschaftsminister wandte sich dem Hohen Minister für Frieden und Sicherheit zu. »David? Diese Angelegenheit fällt nun offensichtlich in meinen Zuständigkeitsbereich. Würden Sie bitte Ihren Leuten die entsprechenden Anweisungen geben? Schließlich kann man Professor Tiergarten und

Dr. Okajima, um nur zwei zu nennen, nicht zumuten, dass sie sich die Beine in den Bauch stehen.«

Der Friedensminister antwortete nicht, sondern wandte sich mit einem fragenden Blick an Captain van Tromp. Der Captain schüttelte den Kopf.

»Warum?«, wiederholte der Wissenschaftsminister. »Sie geben zu, dass er nicht krank ist.«

»Geben Sie dem Captain eine Chance, Pierre«, riet der Friedensminister. »Nun, Captain?«

»Smith ist nicht krank«, sagte Captain van Tromp, »aber er ist auch nicht gesund. Er ist noch nie in einem Eing-Feld gewesen. Er wiegt zweieinhalbmal so viel, wie er es gewöhnt ist, und seine Muskeln sind dem nicht gewachsen. Er ist nicht an erdnormalen Druck gewöhnt. Er ist an *gar nichts* gewöhnt, und die Anstrengung ist für ihn zu groß. Teufel noch mal, meine Herren, ich bin selbst hundemüde – und ich bin auf diesem Planeten geboren!«

Der Wissenschaftsminister blickte verächtlich drein. »Wenn die Beschleunigungsermüdung Ihnen Sorgen macht, seien Sie versichert, mein lieber Captain, dass wir das vorausgesehen haben. Seine Atmung und sein Puls werden sorgfältig überwacht. Auch wir können uns vorstellen, wie es da draußen ist, und ziehen die Konsequenzen daraus. Schließlich bin ich selbst draußen gewesen. Ich weiß, wie man sich dabei fühlt. Dieser Mensch muss ...«

Captain van Tromp fand, es sei an der Zeit, einen Koller zu bekommen. Das konnte er mit seiner eigenen sehr realen Ermüdung entschuldigen; ihm war, als sei er so-

eben auf Jupiter gelandet. Er war sich vollkommen im Klaren darüber, dass sogar ein Mitglied des Hohen Rates nicht allzu barsch mit dem Mann umgehen konnte, der die erste erfolgreiche Expedition auf den Mars geleitet hatte.

Also unterbrach er: »*Kchnh!* ›Dieser Mensch‹ – dieser ›Mensch‹! Begreifen Sie nicht, dass er keiner ist?«

»Hä?«

»Smith ... ist ... kein ... *Mensch!*«

»Das müssen Sie erklären, Captain.«

»Smith ist ein intelligentes Wesen mit menschlichen Vorfahren, aber er ist mehr Marsianer als Mensch. Bis wir kamen, hatte er noch nie einen Menschen gesehen. Er denkt wie ein Marsianer, er fühlt wie ein Marsianer. Er ist von einer Rasse aufgezogen worden, die mit uns *nichts* gemein hat – sie haben nicht einmal *Sex*. Smith hat noch nie in seinem Leben eine Frau gesehen. Und daran hat sich auch noch nichts geändert, wenn meine Befehle befolgt wurden. Er ist ein Mensch nach seiner Abstammung, ein Marsianer nach seiner Umwelt. Wenn Sie ihn in den Wahnsinn treiben und diese ›Fundgrube‹ verschwenden wollen, rufen Sie Ihre doofen Professoren nur herein. Geben Sie Smith keine Chance, sich an diesen Irrenhaus-Planeten zu gewöhnen. Mich geht das nichts an; ich habe meine Aufgabe erfüllt!«

Das Schweigen wurde von Generalsekretär Douglas gebrochen. »Und Sie haben gute Arbeit geleistet, Captain. Wir werden Ihren Rat beherzigen. Seien Sie versichert: Wir werden nichts Übereiltes tun. Wenn dieser Mensch oder menschliche Marsianer ein paar Tage braucht,

um sich einzugewöhnen, bin ich überzeugt, dass die Wissenschaft warten kann. Also immer mit der Ruhe, Pete. Lassen Sie uns diesen Teil der Diskussion beenden und uns anderen Themen zuwenden. Captain van Tromp ist müde.«

»Eines kann nicht warten«, erklärte der Minister für die Information der Öffentlichkeit.

»Was, Jock?«

»Wenn wir den Mann vom Mars nicht sehr bald in den Stereo-Tanks zeigen, kommt es zu Aufständen, Herr Generalsekretär.«

»Hmm – Sie übertreiben, Jock. Natürlich wird in den Nachrichten etwas über die Marsgeschichte kommen. Ich, wie ich dem Captain und seiner Crew Orden verleihe – morgen, glaube ich. Captain van Tromp berichtet über seine Erlebnisse – nachdem Sie sich gut ausgeschlafen haben, Captain.«

Der Informationsminister schüttelte den Kopf.

»Reicht das nicht, Jock?«

»Die Öffentlichkeit hatte erwartet, dass sie einen echten, lebendigen Marsianer mitbringen. Das haben sie nicht getan, und deshalb brauchen wir Smith, und zwar dringend.«

»Lebendige Marsianer?« Generalsekretär Douglas wandte sich an Captain van Tromp. »Sie haben Filmaufnahmen von Marsianern?«

»Tausende von Fuß.«

»Da haben Sie die Lösung, Jock. Wenn Sie live nicht viel zu bieten haben, greifen Sie zu Aufnahmen. Die Leute werden es lieben. Was nun die Exterritorialität angeht,

Captain: Sie sagen, die Marsianer seien nicht feindlich eingestellt?«

»Das sind sie nicht, Sir – aber freundlich gesonnen sind sie uns auch nicht.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

Captain van Tromp kaute auf der Unterlippe. »Sir ... wie soll ich es Ihnen erklären ... ein Gespräch mit einem Marsianer ist, als rede man mit einem Echo. Man bekommt keinen Widerspruch, aber man bekommt auch keine Resultate.«

»Verständnisschwierigkeiten? Vielleicht hätten Sie – Wie heißt er gleich? – Ihren Semantiker mitbringen sollen. Oder wartet er draußen?«

»Mahmoud, Sir. Dr. Mahmoud fühlt sich nicht wohl. Ein leichter Nervenzusammenbruch, Sir.« Das moralische Äquivalent, dachte van Tromp bei sich, war »stockbesoffen«.

»Raumselig?«

»Ein bisschen vielleicht.« Diese verdammten Erdschweine!

»Na, schleppen Sie ihn an, wenn es ihm wieder besser geht. Ich könnte mir vorstellen, dass der junge Smith ebenfalls eine Hilfe sein wird ... als Dolmetscher vielleicht.«

»Vielleicht«, antwortete van Tromp zweifelnd.

Der junge Smith war eifrig damit beschäftigt, am Leben zu bleiben. Sein Körper, der von der seltsamen Form des Raums an diesem unglaublichen Ort unerträglich zusammengepresst und geschwächt wurde, erhielt endlich Er-

leichterung durch die Weichheit des Nestes, in das diese anderen ihn legten. Er brauchte sich nicht mehr anzustrengen, ihn aufrecht zu halten, und wandte seine dritte Ebene seiner Atmung und seinem Herzschlag zu.

Er sah, dass er kurz davor war, sich selbst zu verzehren. In dem Versuch, mit dem Druck des Raums fertigzuwerden, arbeiteten seine Lungen so schwer, wie sie es zu Hause taten, raste sein Herz, um den Zufluss zu verteilen – und all das, während er von einer giftig dichten und gefährlich heißen Atmosphäre erstickt wurde. Jetzt unternahm er etwas dagegen.

Schließlich schlug sein Herz nur noch zwanzigmal in der Minute, und seine Atmung war kaum mehr wahrzunehmen. Er wartete, bis er sicher war, dass er nicht dekarnieren werde, während seine Aufmerksamkeit anderswo weilte. Dann ließ er einen Teil seiner zweiten Ebene Wache halten und zog den Rest von sich zurück. Es war notwendig, die Struktur dieser vielen neuen Ereignisse zu analysieren, um sie an sich anzupassen, sie zu lieben und zu preisen – damit sie ihn nicht verschluckten.

Wo sollte er beginnen? Bei seiner Abreise von zu Hause, als er diese anderen, die jetzt seine Nestlinge waren, umfassen hatte? Oder bei seiner Ankunft in diesem zusammengepressten Raum? Er wurde plötzlich von den Lichtern und Geräuschen dieser Ankunft attackiert, fühlte sie mit gehirnerschütterndem Schmerz. Nein, er war nicht bereit, diese Konfiguration zu umfassen – zurück! zurück! Zurück über den ersten Anblick dieser anderen hinaus, die jetzt sein Eigen waren. Zurück noch über die

Heilung hinaus, die dem ersten Groken gefolgt war, dass er nicht war wie seine Nestlingsbrüder ... zurück zum Nest selbst.

Sein Denken enthielt keine irdischen Symbole. Er hatte jüngst gelernt, einfaches Englisch zu sprechen, doch mit weniger Geschick als ein Hindu, der in dieser Sprache mit einem Türken Handel treibt. Smith benutzte Englisch etwa wie ein Codebuch; er übersetzte mühsam und unvollkommen. Jetzt entfernten sich seine Gedanken – Abstraktionen einer fantastisch fremdartigen Kultur, gewachsen in einer halben Million Jahren – so weit von menschlichen Erfahrungen entfernt, dass sie unübersetzbar wurden.

Dr. Thaddeus spielte im Nebenzimmer Cribbage mit Tom Meechum, Smiths Privatpfleger. Thaddeus hielt dabei ein Auge auf seine Anzeigen und Messgeräte. Nicht ein einziger Herzschlag seines Patienten entging seiner Aufmerksamkeit. Als ein Licht statt zweiundneunzigmal in der Minute weniger als zwanzigmal zu flackern begann, eilte er in Smiths Zimmer, Meechum ihm auf den Fersen.

Der Patient schwebte in der flexiblen Haut des Wasserbettes. Er sah aus wie tot. Thaddeus fluchte kurz und befahl: »Holen Sie Dr. Nelson!«

»Jawohl, Sir!« Meechum zögerte. »Was ist mit den Elektroschockgeräten?«

»*Holen Sie Dr. Nelson!*«

Der Pfleger schoss hinaus. Der Krankenhausarzt untersuchte den Patienten, ohne ihn zu berühren. Er war immer noch damit beschäftigt, als ein älterer Arzt den Raum

betrat. Er ging unbeholfen wie ein Mann, der lange im Raum gewesen ist und sich an die hohe Schwerkraft noch nicht wieder gewöhnt hat. »Nun, Doktor?«

»Atmung, Temperatur und Puls des Patienten sind vor zwei Minuten plötzlich gesunken, Sir.«

»Was haben Sie gemacht?«

»Nichts, Sir. Ihre Anweisungen ...«

»Gut.« Nelson besah sich Smith, studierte die Instrumente hinter dem Bett, die Zwillinge jener im Beobachtungsraum. »Geben Sie mir Bescheid, wenn irgendeine Veränderung auftritt.« Er wandte sich zum Gehen.

Das erschreckte Thaddeus. »Aber, Doktor ...«

»Ja, Doktor?«, gab Nelson zurück. »Wie lautet Ihre Diagnose?«

»Äh, ich möchte mich über Ihren Patienten lieber nicht äußern, Sir.«

»Ich habe Sie nach Ihrer Diagnose gefragt.«

»Sehr wohl, Sir. Schock – atypisch vielleicht«, schränkte er ein, »aber Schock, der zum Exitus führen wird.«

Nelson nickte. »Logisch. Das hier ist jedoch kein logischer Fall. Ich habe den Patienten ein Dutzend Mal in diesem Zustand gesehen. Passen Sie auf!« Nelson hob Smiths Arm, ließ ihn los. Der Arm blieb, wo er war.

»Katalepsie?«, fragte Thaddeus.

»Nennen Sie es so, wenn Sie wollen. Auch wenn Sie einen Schwanz als Bein bezeichnen, ist er immer noch keiner. Machen Sie sich keine Sorgen, Doktor. Es gibt nichts Normales in diesem Fall. Bewahren Sie ihn nur davor, dass er belästigt wird, und rufen Sie mich, wenn es eine Veränderung gibt.« Er legte Smiths Arm zurück.

Nelson ging. Thaddeus betrachtete den Patienten, schüttelte den Kopf und begab sich wieder in den Beobachtungsraum.

Meechum nahm seine Karten auf. »Spielen wir?«

»Nein.«

»Doc«, meinte Meechum, »wenn Sie mich fragen, der ist vor morgen früh ein Fall für die Blechwanne.«

»Es hat Sie aber niemand gefragt. Gehen Sie, und rauchen Sie mit den Wachtposten eine Zigarette. Ich möchte nachdenken.«

Meechum zuckte die Achseln und schlenderte auf die Wachen im Korridor zu. Die zuckten zusammen, dann sahen sie, wer er war, und entspannten sich. Der größere der beiden Marines fragte: »Um was ging die Aufregung?«

»Der Patient bekam Fünflinge, und wir stritten darüber, wie sie heißen sollen. Wer von euch Affen hat eine Kippe? Und Feuer?«

Der andere Marine zog ein Päckchen Zigaretten hervor. »Wie seid ihr für einen Schwangerschaftsabbruch ausgerüstet?«

»Mittelmäßig.« Meechum steckte sich die Zigarette ins Gesicht. »Wirklich und wahrhaftig, Gentlemen, ich weiß gar nichts über diesen Patienten. Ich wünschte, es wäre anders.«

»Was hat denn der Befehl ›Absolut keine Frauen‹ zu bedeuten? Ist er sexbesessen?«

»Ich weiß nur, dass man ihn von der *Champion* hergebracht und gesagt hat, er müsse absolute Ruhe haben.«

»Von der *Champion!*«, rief der erste Marine. »Das erklärt alles.«

»Erklärt was?«

»Ist doch klar! Er hat keine gehabt, er hat keine gesehen, er hat keine berührt – seit Monaten nicht mehr. Und er ist krank, kapiert? Sie fürchten, wenn er eine in die Finger kriegt, bringt er sich damit um.« Er zwinkerte. »Ich würde darauf wetten. Jedenfalls würde *ich* das tun, wenn ich an seiner Stelle wäre. Kein Wunder, dass sie die Miezen von ihm fernhalten wollen.«

Smith hatte die Ärzte wahrgenommen, aber gegrokt, dass ihre Absichten gut waren. Es war nicht notwendig, dass der größere Teil von ihm zurückgeholt wurde.

Zu der morgendlichen Stunde, als menschliche Pfleger Patientengesichter unter dem Vorwand, sie zu waschen, mit nassen Tüchern schlugen, kehrte Smith zurück. Er beschleunigte sein Herz und seine Atmung und nahm Notiz von seiner Umgebung, die er gelassen betrachtete. Er sah sich den ganzen Raum an und pries alle Einzelheiten. Er sah ihn zum ersten Mal, da er bei seiner Ankunft unfähig gewesen war, ihn zu umfassen. Dieses Zimmer war nichts Alltägliches für ihn; auf dem Mars gab es nichts dergleichen, und ebenso wenig ähnelte es den keilförmigen, metallenen Abteilen der *Champion*. Nachdem er die Ereignisse, die sein Nest mit diesem Ort verbanden, noch einmal durchlebt hatte, war er jetzt bereit, ihn zu akzeptieren, zu loben und bis zu einem gewissen Grad zu lieben.

Er wurde sich eines anderen Lebewesens bewusst. Ein riesiger Weberknecht machte eine Reise von der Decke hinunter und spann dabei seinen Faden. Smith sah ihm

mit Entzücken zu und fragte sich, ob das ein nestbauender Mensch sei.

In diesem Augenblick trat Dr. Archer Frame ein, der Krankenhausarzt, der Thaddeus abgelöst hatte. »Guten Morgen«, grüßte er. »Wie fühlen Sie sich?«

Smith prüfte die Frage. Den ersten Satz erkannte er als ein Höflichkeitsgeräusch, das keine Antwort erforderte. Der zweite war in seinem Gedächtnis mit verschiedenen Übersetzungen enthalten. Wenn Dr. Nelson ihn benutzte, hatte er eine bestimmte Bedeutung; wenn Captain van Tromp ihn benutzte, war es ein Höflichkeitsgeräusch.

Ihn überkam Verzweiflung, wie so oft, wenn er versuchte, mit diesen Wesen zu kommunizieren. Das war ein beängstigendes Gefühl, wie er es niemals zuvor gekannt hatte ..., bis er den Menschen begegnete. Smith zwang seinen Körper, ruhig zu bleiben, und riskierte eine Antwort. »Fühle gut.«

»Gut!«, wiederholte das Wesen. »Dr. Nelson wird in einer Minute kommen. Fühlen Sie sich bereit zum Frühstück?«

Alle Symbole waren in Smiths Wortschatz vorhanden, aber er hatte Mühe zu glauben, dass er richtig gehört hatte. Obwohl er wusste, dass er Nahrung war, »fühlte« er sich nicht wie Nahrung. Auch hatte er keinen Hinweis erhalten, dass er für eine solche Ehre auserwählt werden könnte. Er hatte nicht gewusst, dass die Lebensmittelversorgung es notwendig machte, das Kollektiv zu verkleinern, und er empfand leichtes Bedauern, weil es immer noch so viele neue Erkenntnisse zu groken gab, doch kein Widerstreben.

Die Mühe, eine Antwort zu übersetzen, wurde ihm jedoch durch den Eintritt Dr. Nelsons erspart. Der Schiffsarzt inspizierte Smith und die Reihe von Anzeigen und wandte sich dann Smith zu. »Stuhlgang gehabt?«

Das verstand Smith; Nelson fragte es immer. »Nein.«

»Wir werden uns darum kümmern. Aber zuerst essen Sie. Pfleger, bringen Sie das Tablett!«

Nelson fütterte ihm drei Bissen, dann verlangte er, dass Smith den Löffel in die Hand nehme und allein esse. Es war ermüdend, aber es erfüllte ihn mit fröhlichem Triumph, weil es seine erste selbstständige Handlung seit der Ankunft in diesem seltsam verzerrten Raum war. Er leerte die Schüssel und vergaß nicht zu fragen: »Wer ist das?«, damit er seinen Wohltäter preisen könne.

»Was ist das, meinen Sie«, antwortete Nelson. »Es ist ein synthetisches essbares Gelee – und jetzt wissen Sie ebenso viel wie vorher. Fertig? Gut, steigen Sie aus dem Bett!«

»Verzeihung?« Das war ein Aufmerksamkeitssymbol, nützlich, wenn die Kommunikation versagte.

»Ich sagte, Sie sollen aus dem Bett steigen. Stehen Sie auf! Gehen Sie umher! Sicher, Sie sind schwach wie ein Kätzchen, aber Sie werden nie Muskeln ansetzen, wenn Sie unentwegt in diesem Bett schweben.« Nelson öffnete ein Ventil, Wasser lief aus. Smith wies ein Gefühl der Unsicherheit zurück, weil er wusste, dass Nelson ihn liebte. Kurz darauf lag er auf dem Boden des Bettes, und die wasserdichte Decke knäulte sich um ihn. »Dr. Frame«, sagte Nelson, »fassen Sie seinen anderen Ellbogen.«

Mit den Ermutigungen Nelsons und der Hilfe beider Ärzte quälte sich Smith über die Bettkante. »Immer mit der Ruhe. Stellen Sie sich jetzt auf die Füße!«, dirigierte Nelson. »Keine Angst, wir fangen Sie auf, wenn nötig.«

Smith unterzog sich der Anstrengung und stand allein da – ein schlanker junger Mann mit unterentwickelten Muskeln und überentwickeltem Brustkasten. Das Haar war ihm in der *Champion* geschnitten, sein Bart dauerhaft entfernt worden. Das Auffallendste an ihm war sein leeres Babygesicht – mit Augen, die sich bei einem Mann von neunzig zu Hause gefühlt hätten.

Er stand leicht zitternd da, und dann versuchte er zu gehen. Er schaffte drei schlurfende Schritte und verzog das Gesicht zu einem sonnigen, kindlichen Lächeln.

»Braver Junge!«, applaudierte Nelson.

Smith versuchte noch einen Schritt, zitterte heftiger und brach plötzlich zusammen. Den Ärzten gelang es nur knapp, ihn vor einem Fall zu bewahren. »Verdammt!«, schäumte Nelson. »Er hat schon wieder einen Anfall. Kommen Sie, helfen Sie mir, ihn aufs Bett zu heben! Nein – füllen Sie es zuerst!«

Frame stellte den Wasserzfluss ab, als die Haut sechs Zoll über der Oberkante schwebte. Sie schleiften Smith hinein, was ihnen viel Mühe machte, weil er in einer fötalen Position erstarrt war. »Schieben Sie ihm ein Nackenkissen unter den Hals«, befahl Nelson, »und rufen Sie mich, wenn Sie mich brauchen! Nein – lassen Sie mich lieber schlafen. Ich kann es gebrauchen. Es sei denn, irgendetwas beunruhigt Sie. Heute Nachmittag machen wir wieder Gehübungen mit ihm, und ab morgen werden

wir das Ganze dann systematisieren. In drei Monaten wird er sich wie ein Affe durch die Bäume schwingen. Ihm fehlt im Grunde nichts.«

»Jawohl, Doktor«, antwortete Frame zweifelnd.

»Und übrigens, wenn er wieder zu sich kommt, bringen Sie ihm bei, das Badezimmer zu benutzen. Lassen Sie sich von einem Pfleger helfen; ich will nicht, dass der Patient fällt.«

»Jawohl, Sir. Äh, sollen wir irgendeine bestimmte Methode ... Ich meine, wie ...«

»Hä? Zeigen Sie es ihm! Er wird von dem, was Sie sagen, nicht viel verstehen, aber er ist ein helles Kerlchen. Sie werden sehen: In einer Woche badet er schon ganz alleine.«

Smith aß seinen Lunch ohne Hilfe. Dann kam ein Pfleger herein, um sein Tablett abzuholen. Der Mann beugte sich vor. »Hören Sie«, murmelte er, »ich kann Ihnen einen lukrativen Vorschlag machen.«

»Verzeihung?«

»Einen Handel, eine Chance für Sie, schnell und leicht Geld zu machen.«

»Geld? Was ist ›Geld?«

»Vergessen Sie die Philosophie; jeder braucht Geld. Ich muss schnell sprechen, weil ich nicht lange bleiben kann – es war schon kompliziert genug, mich herzubringen. Ich vertrete Peerless Features. Wir werden sechzigtausend für Ihre Geschichte zahlen, und es wird Sie kein bisschen Mühe kosten. Wir haben die besten Ghostwriter der Branche, die den Stoff zusammenstellen. Sie

selbst brauchen nur Fragen zu beantworten.« Er zog ein Papier hervor. »Unterschreiben Sie das einfach. Ich habe das Geld bei mir.«

Smith nahm das Papier, hielt es mit der Schrift auf dem Kopf und starrte darauf nieder. Der Mann unterdrückte einen Ausruf. »Herr im Himmel! Können Sie kein Englisch lesen?«

Smith verstand das gut genug, um zu antworten: »Nein.«

»Nun gut, ich lese es vor, und dann drücken Sie Ihren Daumen auf das Quadrat, und ich unterschreibe als Zeuge. ›Ich, der Unterzeichner, Valentine Michael Smith, auch bekannt als der Mann vom Mars, übertrage exklusiv auf Peerless Features die gesamten Rechte an meinem Tatsachenbericht mit dem Titel *Ich war auf dem Mars gefangen* und erhalte dafür ...«

»Pfleger!«

Dr. Frame stand in der Tür; das Papier verschwand in der Kleidung des Mannes. »Komme schon, Sir. Ich habe nur dieses Tablett geholt.«

»Was haben Sie da vorgelesen?«

»Nichts.«

»Ich habe es gesehen. Na, ist ja auch egal. Machen Sie einfach, dass Sie da rauskommen. Dieser Patient darf nicht gestört werden.« Sie gingen. Dr. Frame schloss die Tür hinter ihnen. Smith lag eine Stunde lang bewegungslos, aber so viel Mühe er sich auch gab, er konnte nicht alles groken.

Gillian Boardman war eine kompetente Krankenschwester. Ihre Kompetenzen in anderen Bereichen wurden vor allem von den Junggesellen unter den Krankenhausärzten geschätzt – ganz im Gegensatz zu den Mitgliedern des weiblichen Geschlechts. Dabei tat sie niemandem etwas zuleide, außer dass Männer ihr Hobby waren. An diesem Tag führte sie die Aufsicht über das Stockwerk, auf dem Smith lag. Als das Gerücht zu ihr drang, der Patient in Suite K-12 habe noch nie in seinem Leben eine Frau erblickt, glaubte sie es nicht. Nachdem man sie durch detaillierte Erklärungen davon überzeugt hatte, beschloss sie, das zu ändern. Diesen seltsamen Patienten wollte sie sich einmal ansehen.

Sie wusste von der Anordnung. »Kein Besuch von weiblichen Personen«, und wenn sie sich auch nicht für einen »Besuch« hielt, probierte sie doch lieber gar nicht erst, die bewachte Tür zu benutzen – Marines waren für ihre Sturheit, mit der sie Befehle wörtlich befolgten, bekannt. Stattdessen ging sie in den angrenzenden Beobachtungsraum.

Dr. »Tad« Thaddeus war ganz allein im Dienst. »Na, wenn das nicht »Grübchen« ist! Hi, Schätzchen, was führt dich denn her?«

»Fräulein Grübchen« für dich, Kumpel. Ich mache nur die Runde. Was ist das für eine Geschichte mit deinem Patienten?«

»Zerbrich dir nicht den Kopf, Süße, er fällt nicht unter deine Verantwortung. Sieh in deinem Auftragsbuch nach!«

»Habe ich schon. Ich möchte ihn mir ansehen.«

»Mit einem Wort – nein.«

»O Tad, verschanz dich nicht hinter Vorschriften! Das hast du doch noch nie gemacht.«

Er betrachtete seine Fingernägel. »Hast du jemals für Dr. Nelson gearbeitet?«

»Nein, warum?«

»Wenn ich dich einen Fuß in das Zimmer hinter jener Tür setzen lasse, werde ich mich in der Antarktis wiederfinden. Dann kann ich Frostbeulen von Pinguinen untersuchen. Also beweg deinen hübschen Hintern hier raus, und geh deinen eigenen Patienten auf den Wecker. Mir wäre es schon unangenehm, wenn Dr. Nelson dich hier in diesem Beobachtungsraum erwischte.«

Gillian stand auf. »Ist es wahrscheinlich, dass Dr. Nelson auftauchen wird?«

»Erst dann, wenn ich nach ihm schicke. Er schläft seine Niedrig-g-Ermüdung aus.«

»Was steckt also dahinter, dass du so pflichtgetreu bist?«

»Das ist alles, Schwester.«

»Sehr wohl, Doktor!« Sie setzte hinzu: »Stinktief.«

»Jill!«

»Und ein ausgestopftes Hemd bist du außerdem.«

Er seufzte. »Geht es mit Samstagabend trotzdem in Ordnung?«

Gillian zuckte die Achseln. »Schon. Ein Mädchen kann heutzutage nicht allzu wählerisch sein.« Dann kehrte sie auf ihre Station zurück und holte den Hauptschlüssel. Sie war abgewehrt, aber nicht geschlagen worden. Suite K-12 besaß nämlich eine Verbindungstür zu dem Zim-

mer auf der anderen Seite, das als Aufenthaltsraum benutzt wurde, wenn in der Suite ein hohes Tier lag. Das war allerdings im Moment nicht der Fall. Es wurde weder als Teil der Suite noch zu irgendeinem anderen Zweck verwendet. Sie schlüpfte hinein. Die Wachtposten merkten nichts, denn sie hatten keine Ahnung, dass Jill sie umgangen hatte.

An der Tür zwischen den beiden Zimmern zögerte Jill. Sie empfand die gleiche Aufregung wie früher, wenn sie sich aus dem Quartier der Schwesternschülerinnen geschlichen hatte. Dr. Nelson schlief, dachte sie, und Tad würde sie nicht verpfeifen, selbst wenn er sie hier erwischte. Sie nahm ihm nicht übel, dass er sich an die Vorschriften hielt – aber verpfeifen würde er sie nicht. Schließlich öffnete sie die Tür und spähte hinein.

Der Patient lag im Bett. Er sah sie an, als die Tür sich öffnete. Ihr erster Eindruck war, dieser Mann sei schon jenseits von jeder Hilfe. Seine Ausdruckslosigkeit glich der Apathie eines Todkranken. Nein – seine Augen funkelten vor Neugier! Ob er an einer Gesichtslähmung litt? Nein, entschied sie, es fehlten die üblichen Symptome.

Sie gab sich professionell. »Nun, wie geht es uns heute? Schon besser?«

Smith übersetzte die Fragen. Es verwirrte ihn, dass die erste sie beide einschloss. Vielleicht symbolisierte es den Wunsch, dass sie sich gegenseitig Ehre erweisen und sich näherwachsen sollten. Der zweite Teil glich Nelsons Sprachformeln. »Ja«, antwortete er.

»Gut!« Abgesehen von dieser verwunderlichen Ausdruckslosigkeit, fand sie nichts Auffallendes an ihm – und

wenn ihm Frauen unbekannt waren, brachte er es fertig, das zu verbergen. »Kann ich etwas für Sie tun?« Sie bemerkte, dass kein Wasserglas auf dem Nachttisch stand. »Soll ich Ihnen Wasser holen?«

Smith erkannte sofort, dass dieses Wesen sich von den anderen unterschied. Er verglich, was er sah, mit den Bildern, die Nelson ihm auf der Fahrt von zu Hause zu diesem Ort gezeigt hatte – Bilder, die ihm einen verwirrenden Aspekt dieser Personengruppe erklären sollten. Das also war »Frau«.

Er fühlte sich auf seltsame Weise gleichzeitig erregt und enttäuscht. Beides unterdrückte er, um tief groken zu können, und zwar mit solchem Erfolg, dass Dr. Thaddeus nebenan keine Veränderung auf den Anzeigen bemerkte.

Aber als Smith die letzte Frage übersetzte, flutete eine so gewaltige Woge von Emotionen über ihn hin, dass er beinahe seinen Herzschlag sich hätte beschleunigen lassen. Er behielt ihn jedoch unter Kontrolle und schalt sich einen undisziplinierten Nestling. Dann prüfte er seine Übersetzung.

Nein, er irrte sich nicht. Dieses Frauenwesen hatte ihm Wasser angeboten. Es wünschte, ihm näherzuwachsen.

Mit großer Anstrengung nach adäquaten Bedeutungen suchend, versuchte er sich an einer Antwort von der gebührenden Feierlichkeit. »Ich danke dir für Wasser. Mögest du immer tief trinken.«

Schwester Boardman blickte verblüfft drein. »Oh, wie süß!« Sie sah ein Glas, füllte es und reichte es ihm.

Er sagte: »Du trinkst.«

Glaubt er vielleicht, ich versuche, ihn zu vergiften?, fragte sie sich – aber seine Aufforderung hatte einen zwin- genden Ton. Sie nahm einen Schluck, worauf er ebenfalls einen nahm, und dann ließ er sich zufrieden zurücksin- ken, als habe er etwas Wichtiges vollbracht.

Als Abenteuer war die Sache ein Misserfolg, dachte Jill bei sich. »Nun, wenn Sie sonst nichts brauchen, muss ich mit meiner Arbeit weitermachen«, sagte sie.

Sie wandte sich zur Tür. Er rief: »Nein!«

Sie blieb stehen. »Ja?«

»Geh nicht weg!«

»Nun ... ich werde gehen müssen, schon recht bald.«
Sie kam zurück. »Möchten Sie noch etwas?«

Er betrachtete sie von oben bis unten. »Du bist ... ›Frau?«

Die Frage erschreckte Jill Boardman. Noch nie hatte irgendjemand – selbst bei nur flüchtiger Betrachtung – ihr Geschlecht infrage gestellt. Ihr erster Impuls war, eine schnippische Antwort zu geben. Aber Smiths ernstes Ge- sicht und die seltsam beunruhigenden Augen hielten sie davon ab. Gefühlsmäßig erfasste sie, dass die unglaubliche Behauptung über diesen Patienten stimmte: Er wusste nicht, was eine Frau war. Sie antwortete vorsichtig: »Ja, ich bin eine Frau.«

Smith fuhr fort, sie anzustarren. Langsam wurde es Jill peinlich. Dass ein Mann sie ansah, erwartete sie, aber das hier war, als werde sie unter einem Mikroskop betrachtet. Sie machte eine Bewegung. »Nun? Ich sehe aus wie eine Frau, oder?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Smith langsam. »Wie sieht Frau aus? Was macht dich Frau?«

»Ja, um Himmels willen!« So außer Kontrolle war kein Gespräch mehr geraten, das sie seit ihrem zwölften Geburtstag mit einem männlichen Wesen geführt hatte. »Sie erwarten doch wohl nicht, dass ich meine Kleider ausziehe und es Ihnen zeige!«

Smith ließ sich Zeit damit, diese Symbole zu prüfen und eine Übersetzung zu versuchen. Die erste Gruppe konnte er überhaupt nicht groken. Es mochte eins der Höflichkeitsgeräusche sein, die diese Leute benutzten ... doch andererseits war es mit Nachdruck gesprochen worden, als könnte es eine letzte Kommunikation vor dem Rückzug sein. Vielleicht hatte er das richtige Verhalten im Umgang mit einem Frauenwesen so völlig verfehlt, dass es bereit war zu dekarrieren.

Er wollte nicht, dass die Frau in diesem Augenblick starb, obwohl es ihr Recht und möglicherweise ihre Pflicht war. Der abrupte Wechsel vom Rapport des Wasserrituals zu einer Situation, in der ein frisch gewonnener Wasserbruder den Rückzug oder die Dekarrierung in Erwägung zog, hätte ihn in Panik versetzt, wenn er die Regung nicht bewusst unterdrückt hätte. Aber er entschied, wenn sie sterben sollte, werde er sofort auch sterben müssen – etwas anderes konnte er nicht groken, nicht, nachdem sie ihm Wasser gegeben hatte.

Die zweite Hälfte enthielt Symbole, denen er bereits begegnet war. Er grokte unvollständig die Absicht, aber anscheinend gab es einen Weg, diese Krise zu vermeiden – indem er dem vorgetragenen Wunsch zustimmte.

Wenn die Frau ihre Kleider auszog, brauchte vielleicht keiner von ihnen beiden zu dekarnieren. Er lächelte glücklich. »Bitte.«

Jill öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Sie öffnete ihn von Neuem. »Da will ich doch verdammt sein!«

Smith grokte ein heftiges Gefühl und merkte, dass er die falsche Antwort gegeben hatte. Er begann seinen Geist auf die Dekarnierung auszurichten, genoss und ehrte alles, was er gewesen war und gesehen hatte, und widmete diesem Frauwesen besondere Aufmerksamkeit. Dann wurde er sich bewusst, dass die Frau sich über ihn beugte, und irgendwie erkannte er, dass sie nicht dabei war, zu sterben. Sie sah ihm ins Gesicht. »Berichtigen Sie mich, wenn ich mich irre«, sagte sie, »aber haben Sie mich eben gebeten, mich auszuziehen?«

Die Umkehrung der Satzstellung und die Abstraktionen erforderten eine sorgfältige Übersetzung, doch Smith schaffte es. »Ja«, antwortete er und hoffte, das werde keine neue Krise heraufbeschwören.

»Ich dachte doch, das gehört zu haben. Bruder, Sie sind nicht krank.«

Als Erstes betrachtete er das Wort »Bruder« – die Frau erinnerte ihn daran, dass sie im Wasser vereinigt gewesen waren. Er erbat die Hilfe seiner Nestlinge, um ermessen zu können, was dieser neue Bruder wünschte. »Ich bin nicht krank«, stimmte er zu.

»Allerdings will ich verdammt sein, wenn ich weiß, was mit Ihnen nicht stimmt. Ich werde mich nicht ausziehen. Und ich muss gehen.« Sie richtete sich auf, wandte

sich der Seitentür zu – und blieb stehen und blickte mit einem eigentümlichen Lächeln zurück. »Sie könnten mich das unter anderen Umständen sehr nett noch einmal fragen. Ich bin neugierig, was ich dann tun werde.«

Die Frau war gegangen. Smith entspannte sich und ließ das Zimmer verblassen. Ihn erfüllte ein erster Triumph, weil er sich schließlich doch so verhalten hatte, dass sie beide nicht hatten sterben müssen ... aber es gab viel zu groken. Die letzte Rede der Frau hatte Symbole enthalten, die für ihn neu waren, und wenn nicht neu, dann auf eine Art angeordnet, die nicht leicht zu verstehen war. Doch er war glücklich, dass die Worte dem Geschmack nach für eine Kommunikation zwischen Wasserbrüdern geeignet gewesen waren – wenn auch mit einer beunruhigenden und schrecklich angenehmen Beimischung. Er dachte über diesen neuen Bruder, das Frauwesen, nach und empfand eine merkwürdige Erregung. Das Gefühl erinnerte ihn an das erste Mal, als man ihm erlaubt hatte, bei einer Dekarnierung anwesend zu sein, und er war glücklich, ohne zu wissen, warum.

Er wünschte, sein Bruder Dr. Mahmoud wäre da. Es gab so viel zu groken und so wenig, aus dem er groken konnte.

Jill verbrachte den Rest ihrer Dienstzeit in benommenem Zustand. Sie versuchte keinen Fehler bei der Verteilung der Medikamente zu machen. Auf die üblichen Annäherungsversuche reagierte sie rein instinktiv. Das Gesicht des Mannes vom Mars blieb in ihren Gedanken, und sie grübelte über die verrückten Dinge nach, die er

gesagt hatte. Nein, nicht »verrückt« – sie hatte auf psychiatrischen Stationen gearbeitet und war überzeugt, seine Bemerkungen seien nicht psychotisch gewesen. War der richtige Ausdruck »unschuldig«? Nein, das Wort traf es nicht. Sein Ausdruck war unschuldig, seine Augen waren es nicht. Was für ein Geschöpf konnte ein solches Gesicht haben?

Sie hatte einmal in einem katholischen Krankenhaus gearbeitet. Plötzlich sah sie das Gesicht des Mannes vom Mars umgeben von der Haube einer Pflegeschwester, einer Nonne. Der Gedanke störte sie; es war nichts Feminines an Smiths Gesicht.

Sie zog gerade ihre Straßenkleidung an, als eine andere Schwester den Kopf in den Umkleideraum steckte. »Telefon, Jill.« Jill nahm das Gespräch, Ton ohne Bild, entgegen, während sie sich umzog.

»Ist dort Florence Nightingale?«, fragte eine Baritonstimme.

»Am Apparat. Bist du es, Ben?«

»Der wackere Bewahrer der Pressefreiheit in Person. Kleines, hast du zu tun?«

»Was hast du im Sinn?«

»Ich habe im Sinn, dich zu einem Steak einzuladen, dich unter Alkohol zu setzen und dir eine Frage zu stellen.«

»Die Antwort ist immer noch ›Nein‹.«

»Nicht *diese* Frage.«

»Oh, du weißt noch eine andere? Verrate sie mir!«

»Später. Ich will dich erst mit einem guten Essen und Alkohol gefügig machen.«

»Ein echtes Steak? Kein Syntholfleisch?«

»Garantiert. Stich die Gabel hinein, und es wird ›Muh‹ schreien.«

»Du musst ein Spesenkonto haben, Ben.«

»Das ist irrelevant und schäbig. Wie ist es?«

»Du hast mich überredet.«

»Dach des Medizinischen Zentrums. In zehn Minuten.«

Sie hängte das Kostüm, das sie bereits angezogen hatte, in den Schrank zurück und nahm ein Kleid heraus, das sie dort für Notfälle aufbewahrte. Es war sittsam, aus kaum durchscheinendem Stoff und an Gesäß und Busen so wenig ausgepolstert, dass es eben die Wirkung erzielte, die Jill auch nackt hervorgerufen hätte. Obwohl es nicht danach aussah, hatte das Kleid ein ganzes Monatsgehalt gekostet. Seine Wirkung war so versteckt wie Betäubungstropfen in einem Drink. Sie betrachtete sich zufrieden und nahm den Sprungschacht hinauf zum Dach.

Sie schlug den Kragen ihres Mantels hoch, um sich gegen den Wind zu schützen. Als sie nach Ben Caxton Ausschau hielt, berührte der Dachaufseher ihren Arm. »Dort wartet ein Wagen auf Sie, Miss Boardman – die Talbot-Limousine.«

»Danke, Jack.« Jill stieg in das startbereite Taxi, dessen Tür offen stand, und wollte gerade Ben ein zweifelhaftes Kompliment machen, als sie sah, dass er nicht im Wagen saß. Das Taxi war auf Automatik gestellt; die Tür schloss sich, es stieg in die Luft, schwang sich aus dem Kreisverkehr und glitt über den Potomac. Auf einem Landeplatz

über Alexandria hielt es an, Caxton stieg ein, und es hob wieder ab. Jill musterte ihn. »Was sind wir bedeutend! Seit wann schickst du einen Roboter, um deine Frauen abzuholen?«

Er klopfte ihr aufs Knie und sagte freundlich: »Ich habe meine Gründe, Kleines. Ich darf mich nicht dabei sehen lassen, wie ich dich abhole ...«

»Also wirklich!«

»... und du kannst es dir nicht leisten, mit mir gesehen zu werden. Also beruhige dich, es war notwendig. Verzeih mir ... Ich krieche im Staub vor dir. Ich küsse deine niedlichen Füße.«

»Hm ... wer von uns hat Aussatz?«

»Wir beide, Jill, ich bin Journalist.«

»Allmählich hielt ich dich schon für etwas anderes.«

»Und du bist Krankenschwester in dem Krankenhaus, wo man den Mann vom Mars untergebracht hat.«

»Macht mich das ungeeignet, deiner Mutter vorgestellt zu werden?«

»Brauchst du eine Landkarte, Jill? Es gibt mehr als tausend Reporter in diesem Gebiet, dazu Presseagenten, freie Journalisten, Fernsehkommentatoren, Nachrichtenjäger und die wilde Horde, die eintraf, als die *Champion* landete. Jeder Einzelne von ihnen hat versucht, den Mann vom Mars zu interviewen – und keiner hat Erfolg gehabt. Glaubst du, es wäre klug von uns, wenn wir uns sehen ließen, wie wir das Krankenhaus gemeinsam verlassen?«

»Ich verstehe nicht, wieso das eine Rolle spielt. Ich bin nicht der Mann vom Mars.«

Er sah sie an. »Bestimmt nicht. Aber du wirst mir helfen, ihn zu sprechen – was der Grund ist, warum ich dich nicht abgeholt habe.«

»Wie bitte? Ben, du bist ohne Hut in der Sonne gewesen. Er wird von Marines bewacht.« Sie dachte daran, wie leicht es ihr gefallen war, die Wachen auszutricksen, aber entschied sich, es nicht zu erwähnen.

»Ach ja? Also besprechen wir es.«

»Ich weiß nicht, was es da zu besprechen gibt.«

»Später. Eigentlich wollte ich das Thema erst zur Sprache bringen, nachdem ich dich mit tierischem Protein und Äthanol weich gemacht habe. Erst essen wir.«

»Jetzt redest du vernünftig. Erlaubt dir dein Spesenkonto das New Mayflower? Du hast doch tatsächlich ein Spesenkonto, oder?«

Caxton runzelte die Stirn. »Jill, ich möchte ein Restaurant, das näher als Louisville ist, nicht riskieren. Dieses Taxi würde bis dahin zwei Stunden brauchen. Wie wäre es mit Dinner in meinem Apartment?«

»... sprach die Spinne zu der Fliege.« Ben, ich bin zu müde für einen Ringkampf. Das letzte Mal ist mir noch in lebhafter Erinnerung.«

»Das verlangt auch niemand von dir. Großes Ehrenwort, drei Finger aufs Herz.«

»Das gefällt mir nicht viel besser. Wenn ich bei dir sicher bin, muss ich nachlassen. Na gut, einverstanden.«

Caxton drückte Knöpfe. Das Taxi, das mit einem »Halte«-Befehl gekreist war, erwachte und schlug die Richtung zu dem Apartmenthotel ein, in dem Ben wohnte. Er tippte eine Telefonnummer und erkundigte sich bei Jill: »Wie

viel Zeit möchtest du auf den Alkohol verwenden, Süße? Ich werde der Küche sagen, sie sollen die Steaks bereithalten.«

Jill dachte nach. »Ben, deine Mausefalle hat eine eigene Küche.«

»Wenn man sie so nennen will. Ich kann ein Steak grillen.«

»Ich grille das Steak. Gib mir das Telefon!« Sie gab Befehle und unterbrach sich nur, um sich zu vergewissern, dass Ben gern Endivien aß.

Das Taxi setzte sie auf dem Dach ab, und sie stiegen zu Bens Wohnung hinunter. Sie war altmodisch, und ihr einziger Luxus war ein echter Grastepich im Wohnzimmer. Jill blieb stehen, streifte die Schuhe ab, trat barfuß in den Raum und wackelte zwischen den kühlen grünen Halmen mit den Zehen. »Ist das schön!«, seufzte sie. »Meine Füße tun mir weh, seit ich mit der Schwwesternausbildung angefangen habe.«

»Setz dich doch!«

»Nein, meine Füße sollen sich morgen noch an das hier erinnern.«

»Wie du möchtest.« Er ging zu seiner Anrichte und mixte Drinks.

Nach einer Weile folgte sie ihm und begann sich nützlich zu machen. Steak war im Speiseaufzug, zusammen mit vorgebackenen Kartoffeln. Jill bereitete rasch einen Salat zu, stellte ihn in den Kühlschrank und schaltete den Herd so, dass das Steak gegrillt und die Kartoffeln erhitzt wurden, startete den Zyklus aber nicht. »Ben, hat dieser Herd keine Fernsteuerung?«

»Natürlich.«

»Nun, ich kann sie aber nicht finden.«

Er studierte die Anordnung und kippte einen Schalter.
»Jill, was würdest du tun, wenn du über einem offenen Feuer kochen müsstest?«

»Das würde ich verdammt gut machen. Ich bin Pfadfinderin gewesen. Und du, Schlaukopf?«

Sie kehrten ins Wohnzimmer zurück, Jill setzte sich zu Bens Füßen, und sie genossen ihre Martinis. Gegenüber von Bens Sessel stand ein als Aquarium verkleideter Stereo-Fernsehtank. Ben schaltete ihn ein, und Guppys und Tetras machten dem Gesicht des allgemein bekannten Kommentators Augustus Greaves Platz.

»... Es kann offiziell festgestellt werden«, sagte das Bild, »dass der Mann vom Mars unter Drogen gesetzt wird, damit er diese Tatsachen nicht enthüllt. Die Regierung würde es außerordentlich ...«

Caxton schaltete ab. »Gus, alter Junge«, meinte er liebenswürdig, »du weißt darüber kein verflixtes Wort mehr als ich.« Er runzelte die Stirn. »Obwohl du damit recht haben könntest, dass die Regierung ihn unter Drogen setzt.«

»Nein, tut sie nicht«, fiel Jill plötzlich ein.

»Wie? Wie war das, Kleines?«

»Der Mann vom Mars steht nicht unter Drogen.« Nachdem sie mehr ausgeplaudert hatte, als ihre Absicht gewesen war, setzte sie hinzu: »Ein Arzt hält ständig Wache bei ihm, aber es gibt keine Anweisungen, nach denen er Sedative bekommen soll.«

»Bist du sicher? Du bist keine seiner Pflegerinnen?«

»Nein. Äh ... Tatsächlich gibt es einen Befehl, dass Frauen von ihm ferngehalten werden sollen, und ein paar stämmige Marines sorgen dafür, dass er befolgt wird.«

Caxton nickte. »Das habe ich auch gehört. Aber wissen tust du nicht, ob man ihn betäubt oder nicht.«

Jill biss sich auf die Lippe. Wenn sie beweisen sollte, was sie eben gesagt hatte, musste sie sich Ben anvertrauen.

»Ben? Du wirst mich doch nicht verraten?«

»Auf welche Weise soll ich dich nicht verraten?«

»Auf alle möglichen Weisen.«

»Hm ... das ist ein weites Feld, aber ich verspreche es dir.«

»Gut. Gieß mir noch einen ein!« Er tat es, und Jill fuhr fort: »Ich weiß, dass man dem Mann vom Mars keine Mittelchen gegeben hat – weil ich mit ihm gesprochen habe.«

Caxton stieß einen Pfiff aus. »Wusste ich's doch! Als ich heute Morgen aufstand, sagte ich zu mir selbst: ›Sprich mit Jill! Sie ist das Ass in meinem Ärmel.‹ Honiglamme, trink noch ein Glas. Trink sechs! Hier, nimm die Karaffe!«

»Nicht so schnell!«

»Ganz wie du möchtest. Darf ich deine armen, müden Füße massieren? Lady, Sie werden gleich interviewt. Die Nerven deines Publikums sind gespannt wie Drahtseile. Nun, lass uns am Anfang beginnen. Wie ...«

»Nein, Ben! Du hast es mir versprochen. Wenn du mich zitierst, verliere ich meine Stellung.«

»Hmm ... Wie wäre es mit einer ›für gewöhnlich zuverlässigen Quelle?«

»Ich hätte Angst.«

»Nun? Willst du mich vor Frust sterben lassen und diese Steaks allein essen?«

»Oh, ich werde reden. Aber du kannst es nicht benutzen.« Ben verhielt sich ruhig. Jill beschrieb, wie sie die Wachtposten umgangen hatte.

Er unterbrach: »Sag mal, könntest du das noch einmal tun?«

»Wie bitte? Ich glaube schon, aber ich will nicht. Es ist riskant.«

»Oder könntest du mich auf diese Weise hineinschmuggeln? Pass auf, ich ziehe mich wie ein Elektriker an – Overall, Gewerkschaftsabzeichen, Werkzeugtasche. Du steckst mir den Schlüssel zu und ...«

»Nein!«

»Sieh mal, Mädchen, sei vernünftig! Ich wette vier zu eins, dass die Hälfte der Krankenhausangestellten von der einen oder anderen Agentur bestochen wurde. Dies ist die größte menschlich interessante Story, seit Kolumbus Isabella dazu überredete, ihre Juwelen zu verpfänden. Das Einzige, was mir Sorge macht, ist, dass ich auf einen anderen Elektriker stoßen könnte ...«

»Das Einzige, was *mir* Sorge macht, ist meine Person«, fuhr Jill dazwischen. »Für dich ist es eine Story, für mich ist es meine Karriere. Man würde mir meine Haube und meine Nadel wegnehmen und mich auf einer Stange aus der Stadt tragen.«

»Hm ... das wäre es dann wohl.«

»Da hast du recht.«

»Lady, gleich wird Ihnen eine Bestechung angeboten werden.«

»Wie hoch? Es wird ein gehöriger Batzen notwendig sein, damit ich für den Rest meines Lebens luxuriös in Rio leben kann.«

»Also ... du kannst nicht erwarten, dass ich Associated Press oder Reuter überbiete. Wie wäre es mit hundert?«

»Für was hältst du mich?«

»Das hatten wir erledigt, wir handeln nur noch den Preis aus. Einhundertfünfzig?«

»Schütt mir noch einen ein und schau die Nummer von Associated Press nach, sei so gut.«

»Capitol 10-9000. Jill, willst du mich heiraten? Höher kann ich nicht gehen.«

Sie war perplex. »Was hast du gesagt?«

»Willst du mich heiraten? Wenn man dich dann auf einer Stange aus der Stadt trägt, werde ich an der Gemeindegrenze warten und dich aus deiner Schmach befreien. Du wirst hierher zurückkommen und deine Zehen in meinem Gras – *unserem* Gras – kühlen und den dir angetanen Schimpf vergessen. Aber du würdest verdammt gut daran tun, mich vorher in dieses Krankenzimmer einzuschmuggeln.«

»Ben, das hört sich beinahe an, als meinstest du es ernst. Wirst du es wiederholen, wenn ich nach einem Unparteiischen Zeugen telefoniere?«

Caxton seufzte. »Jill, du bist ein harter Verhandlungspartner. Lass den Zeugen kommen!«

Jill stand auf. »Ben«, sagte sie leise, »ich werde dich nicht beim Wort nehmen.« Sie küsste ihn. »Mach vor einer alten Jungfer keine Witze über das Heiraten!«

»Es war kein Witz.«

»Na, na. Wisch dir den Lippenstift ab! Ich werde dir alles erzählen, was ich weiß, und dann wollen wir überlegen, wie du es verwenden kannst, ohne dass ich auf jene Stange komme. Ist das fair?«

Sie gab ihm einen ausführlichen Bericht. »Ich bin sicher, dass er nicht unter Drogen stand. Ebenso sicher bin ich, dass er bei Verstand war – obwohl er auf die seltsamste Weise sprach und mir die verflixtesten Fragen stellte. Aber ich bin mir *absolut sicher*. Er ist nicht psychotisch.«

»Es wäre noch seltsamer, wenn er nicht seltsam gesprochen hätte.«

»Wieso?«

»Benutz mal deinen Kopf, Jill. Wir wissen nicht viel über den Mars; aber wir wissen, dass Marsianer, was auch immer sie sein mögen, jedenfalls nicht menschlich sind. Stell dir vor, du wärst bei einem Stamm abgesetzt worden, der so tief im Dschungel lebt, dass er nie Schuhe gesehen hat. Wären dir die unverbindlichen Redensarten geläufig, die sich nur aneignet, wer ein Menschenalter innerhalb einer bestimmten Kulturgemeinschaft verbringt? Das ist noch ein harmloser Vergleich; die Wahrheit ist mindestens vierzig Millionen Mal fantastischer.«

Jill nickte. »Das habe ich mir auch gesagt. Darum habe ich ihm diese eigentümlichen Bemerkungen nicht übel genommen. Ich bin ja nicht dumm.«

»Nein, du bist sehr intelligent – für eine Frau.«

»Hättest du diesen Martini gern in deinem Haar?«

»Ich entschuldige mich. Frauen sind klüger als Männer; das beweist schon der Aufbau unserer Gesellschaft. Gib her, ich gieße nach.«

Jill akzeptierte die Friedensgabe und fuhr fort: »Ben, diese Anordnung, nach der er keine Frauen sehen darf, ist töricht. Er ist kein Wüstling.«

»Sicher soll er nicht zu viele Schocks auf einmal bekommen.«

»Er hat keinen Schock bekommen. Er war nur ... interessiert. Es war gar nicht so, als sehe mich ein Mann an.«

»Wahrscheinlich hättest du alle Hände voll zu tun gehabt, wenn du ihm seine Bitte erfüllt hättest. Ich nehme an, dass er noch die notwendigen Instinkte besitzt – aber keine Hemmungen.«

»Ich glaube nicht. Vermutlich hat man ihn über Männer und Frauen unterrichtet; er wollte einfach sehen, inwiefern Frauen anders sind.«

»*Vive la difference!*«, rief Caxton begeistert.

»Sei nicht ordinär.«

»Ich? Das war ein Ausdruck der Ehrerbietung. Ich danke dafür, dass ich als Mann und nicht als Marsianer geboren bin.«

»Sei ernst.«

»Ich bin nie ernster gewesen.«

»Dann sei ruhig! Er hätte mir keinen Ärger gemacht. Er wäre mir wahrscheinlich überaus dankbar gewesen. Du hast sein Gesicht nicht gesehen – aber ich.«

»Was ist mit seinem Gesicht?«

Jill wusste nicht recht, wie sie sich ausdrücken sollte.
»Ben, hast du schon einmal einen Engel gesehen?«

»Dich, Cherub. Sonst noch nicht.«

»Nun, ich auch nicht – aber, so sah er aus. Er hatte alte, weise Augen in einem vollkommenen unbewegten Ge-

sicht, einem Gesicht von unirdischer Unschuld.« Sie erschauerte.

»Unirdisch« ist genau richtig«, meinte Ben bedächtig.
»Ich würde ihn gern sehen.«

»Ich wünschte, das hättest du. Ben, warum hält man ihn gefangen? Er würde keiner Fliege was zuleide tun.«

Caxton legte die Fingerspitzen zusammen. »Nun, man will ihn schützen. Er ist in der Schwerkraft des Mars aufgewachsen; wahrscheinlich ist er schwach wie ein neugeborenes Kätzchen.«

»Aber Muskelschwäche ist nicht gefährlich. Myastenia gravis ist viel schlimmer, und wir kommen damit ganz gut zurecht.«

»Ja, natürlich. Das konnte man ihm ansehen. Abgesehen davon, soll er sich nichts einfangen. Er ist wie diese Versuchstiere in Notre-Dame; er ist nie unserer Umwelt ausgesetzt gewesen.«

»Sicher, sicher – keine Antikörper. Aber nach dem, was ich rund um die Kantine höre, hat Dr. Nelson, der Schiffsarzt der *Champion*, dagegen schon auf dem Rückflug etwas unternommen. Austauschtransfusionen, bis er ungefähr die Hälfte seines Blutes ersetzt hatte.«

»Kann ich das benutzen, Jill? Das ist eine Neuigkeit.«

»Nur zitiere mich nicht. Man hat ihm außerdem Injektionen gegen alles bis auf Dienstmädchenknie gegeben. Aber, Ben, um ihn vor Infektionen zu bewahren, braucht man keine bewaffneten Wachtposten.«

»Hm ... Jill, ich habe ein paar Brocken aufgeschnappt, von denen du vielleicht noch nichts gehört hast. Ich kann sie nicht verwenden, weil ich meine Quellen schützen

muss. Aber ich erzähle es dir – du darfst es nur nicht weitersagen.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Es ist eine lange Geschichte. Noch ein Glas?«

»Nein, lass uns mit den Steaks anfangen. Wo ist der Knopf?«

»Gleich hier.«

»Dann drück ihn!«

»Ich? Du hast dich erboten, das Essen zu kochen. Wo bleibt der Pfadfindergeist, mit dem du so angegeben hast?«

»Ben Caxton, ich werde eher hier sitzen bleiben, bis ich verhungere, als dass ich aufstehe und einen Knopf drücke, der sechs Zoll von deinem Finger entfernt ist.«

»Wie du wünschst.« Er drückte den Knopf. »Vergiss nur nicht, wer das Essen gekocht hat. Jetzt zu Valentine Michael Smith. Es bestehen ernste Zweifel an seinem Recht auf den Namen ›Smith‹.«

»Wie bitte?«

»Schätzchen, dein Busenfreund ist der erste aktenkundig gewordene interplanetare Bastard ... Ich meine natürlich ›Kind der Liebe‹.«

»Teufel!«

»Bitte, benimm dich ladylike. Hast du die Geschichte der *Envoy* im Kopf? Ist ja auch egal. Ich werde dir die Höhepunkte berichten. Acht Leute, vier verheiratete Paare. Zwei davon waren Captain und Mrs. Brant sowie Dr. und Mrs. Smith. Dein Freund mit dem Engels Gesicht ist der Sohn von Mrs. Smith und Captain Brant.«

»Woher weiß man das? Und wen kümmert es? Das ist ja zum Heulen, einen Skandal nach all dieser Zeit wieder auszugraben! Sie sind tot – lasst sie in Frieden!«

»Zu der Frage, woher man es weiß: Wahrscheinlich sind nie acht Leute so gründlich gemessen und untersucht worden. Blutgruppen, Rhesusfaktoren, Haar- und Augenfarben, all diese genetischen Dinge – du weißt darüber mehr als ich. Es steht fest, dass Mary Jane Lyle Smith seine Mutter und Michael Brant sein Vater ist. Das gibt Smith eine erstklassige Erbmasse; sein Vater hatte einen I.Q. von 163, seine Mutter von 170, und beide waren Asse auf ihren Fachgebieten.

Zu der Frage, wen es kümmert: Es kümmert eine Menge Leute – und es werden noch mehr werden, sobald die Sache herauskommt. Hast du einmal von dem Lyle-Antrieb gehört?«

»Natürlich. Den benutzt doch die *Champion*.«

»Und jedes andere Raumschiff heutzutage ebenfalls. Wer hat ihn erfunden?«

»Ich weiß nicht. Warte! Du meinst, sie ...«

»Reichen Sie der Dame eine Zigarre! Dr. Mary Jane Lyle Smith. Sie hatte ihn erfunden, bevor sie abreihte, obwohl noch Entwicklungsarbeiten zu tun blieben. Also stellte sie die grundlegenden Patentanträge und übergab die Sache einer Treuhandgesellschaft, die aber keine gemeinnützige Institution war. Die Kontrolle und die zwischenzeitlich erzielten Gewinne übertrug sie der Science Foundation. So übte letzten Endes die Regierung die Kontrolle aus – aber dein Freund ist der Eigentümer. Der Wert beträgt Millionen, viel-

leicht Hunderte von Millionen; das kann ich nicht abschätzen.«

Sie holten das Essen herein. Caxton benutzte an der Decke hängende Tische, um seinen Rasen zu schonen. Er ließ einen zu seinem Sessel und einen weiteren auf japanische Höhe hinunter, sodass Jill auf dem Gras sitzen konnte. »Zart?«, fragte er.

»Köstlich!«, antwortete sie mit vollem Mund.

»Danke. Vergiss nicht, ich habe gekocht.«

»Ben«, sagte sie, nachdem sie geschluckt hatte, »wenn nun Smith ein ... ich meine, illegitim ist, kann er dann erben?«

»Er ist nicht illegitim. Dr. Mary Jane war in Berkeley; das kalifornische Recht kennt das Konzept der Illegitimität nicht. Das Gleiche gilt für Captain Brant, da Neuseeland zivilisierte Gesetze hat. Weiter: In dem Heimatstaat von Dr. Ward Smith, Mary Janes Ehemann, ist ein während einer Ehe geborenes Kind unter allen Umständen legitim. Jill, wir haben hier einen Menschen, der das legitime Kind von drei Elternteilen ist.«

»Langsam, Ben, das geht nicht. Entweder so oder so, aber nicht beides. Ich bin kein Rechtsanwalt, aber ...«

»Natürlich nicht. Solche Fiktionen machen einem Rechtsanwalt keine Kopfschmerzen. Smith ist unter verschiedenen Jurisdiktionen auf verschiedene Weise legitim – auch wenn er tatsächlich ein Bastard ist. Also erbt er. Außerdem war nicht nur seine Mutter reich, seine Väter waren auch gut betucht. Bis kurz vor Beginn des Unternehmens war Brant noch Junggeselle. So steckte er das meiste von dem Schweinegeld, das er als Pilot auf der Mondroute

verdiente, in die Lunar Enterprise. Du weißt, wie der Kurs gestiegen ist – gerade erst ist wieder eine Dividende ausgeschüttet worden. Brant hatte ein Laster, er spielte – aber der Knallkopf gewann regelmäßig und investierte auch das. Ward Smith hatte von Hause aus Geld. Valentine Michael Smith ist der Erbe von beiden.«

»Whew!«

»Das ist noch nicht die Hälfte, Schätzchen. Smith ist Erbe der gesamten Crew.«

»Wieso das?«

»Alle acht haben einen ›Gentlemen-Abenteurer‹-Vertrag unterschrieben, in dem sie sich gegenseitig zu Erben einsetzen – sich *und* ihre Nachkommen. Sie verwandten große Sorgfalt darauf und benutzten als Vorbild Verträge aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die jedem Versuch, sie zu brechen, widerstanden hatten. Diese Leute waren Spitzenkräfte, und insgesamt hatten sie eine ganze Menge Besitz. Darunter war auch ein ganzer Schwung Aktien von Lunar Enterprises, abgesehen von denen, die Brant gehörten. Smith besitzt vielleicht die Aktienmehrheit oder mindestens einen Schlüsselblock.«

Jill dachte an das kindhafte Wesen, das eine so rührende Zeremonie aus einem Schluck Wasser gemacht hatte, und empfand Mitleid mit ihm. Caxton fuhr fort: »Ich wünschte, ich könnte einen Blick in das Logbuch der *Envoy* werfen. Es ist geborgen worden – aber ich bezweifle, dass man es freigeben wird.«

»Warum nicht, Ben?«

»Es ist eine hässliche Geschichte. So viel hatte ich herausbekommen, bevor mein Informant wieder nüchtern

wurde. Dr. Ward Smith entband seine Frau durch Kaiserschnitt – und sie starb auf dem Operationstisch. Was er als Nächstes tat, beweist, dass er Bescheid wusste. Mit demselben Skalpell schnitt er erst Captain Brant die Kehle durch – und dann sich selbst. Tut mir leid, Schatz.«

Jill schüttelte sich. »Ich bin Krankenschwester. Ich bin immun gegen solche Dinge.«

»Du bist eine Lügnerin, und ich liebe dich dafür. Ich bin drei Jahre lang Kriminalreporter gewesen, Jill, und ich habe in der ganzen Zeit kein dickes Fell bekommen.«

»Was wurde aus den anderen?«

»Ich wünschte, ich würde es herausfinden. Wenn wir die Bürokraten nicht von diesem Logbuch losreißen, werden wir es nie erfahren – und ich bin ein sternenäugiger Zeitungsjunge, der findet, wir sollten es tun. Geheimhaltung erzeugt Tyrannei.«

»Ben, es könnte besser für ihn sein, wenn er um sein Erbe betrogen würde. Er ist sehr ... äh ... unweltlich.«

»Das genau richtige Wort, das steht fest. Er braucht auch gar kein Geld; dem Mann vom Mars wird es nie an einer Mahlzeit fehlen. Jede Regierung und einige tausend Universitäten wären entzückt, ihn als ständigen Gast zu haben.«

»Er sollte das Vermögen lieber überschreiben und vergessen.«

»So leicht ist das nicht, Jill, kennst du den berühmten Fall ›General Atomics gegen Larkin und andere‹?«

»Ach, du meinst die Larkin-Entscheidung. Das hatte ich in der Schule, wie jeder. Was hat es mit Smith zu tun?«

»Denk zurück. Die Russen schickten das erste Schiff zum Mond. Es zerschellte. Die Vereinigten Staaten und Kanada schickten gemeinsam eins. Es kehrte zurück, ließ aber niemanden dort. Als die Vereinigten Staaten und das Commonwealth daraufhin Vorbereitungen treffen, ein Kolonistenschiff unter der Schirmherrschaft der Weltföderation auszusenden, und Russland das Gleiche im Alleingang vorhat, kommt ihnen die Firma General Atomics zuvor, indem sie ein Schiff von einer Insel startet, die sie von Ecuador gepachtet hat – und ihre Männer saßen dort und triumphierten, als das Föderationsfahrzeug aufkreuzte, gefolgt von dem russischen. Also erhob General Atomics, eine amerikanisch kontrollierte Schweizer Gesellschaft, Anspruch auf den Mond. Die Föderation konnte sich den Mond nicht über ihren Kopf hinweg unter den Nagel reißen, dabei hätten die Russen nicht stillgehalten. Folglich entschied das Hohe Gericht, eine juristische Person, die nichts als eine legale Fiktion ist, könne keinen Planeten besitzen, und die wirklichen Eigentümer seien die Menschen, die die Besetzung durchgeführt hätten – Larkin und Genossen. Sie wurden als souveräner Staat anerkannt und in die Föderation aufgenommen. Die Mitglieder des engeren Kreises bekamen ein paar Stückchen vom Kuchen und General Atomics sowie ihre Tochtergesellschaft Lunar Enterprises erhielten Konzessionen. Das passte nicht jedem, und das Hohe Gericht der Föderation war damals nicht allmächtig. Aber immerhin war es ein Kompromiss, den jeder schlucken konnte. Daraus erwuchsen die Gesetze über die Kolonisierung von Planeten, alle auf der

Grundlage der Larkin-Entscheidung und mit der Absicht erlassen, Blutvergießen zu vermeiden. Das funktionierte auch – der Dritte Weltkrieg brach *nicht* wegen eines Konflikts über Fragen der Raumfahrt aus. Die Larkin-Entscheidung ist also gültiges Gesetz und auf Smith anzuwenden.«

Jill schüttelte den Kopf. »Ich erkenne keinen Zusammenhang.«

»Denk nach, Jill! Nach unserem Gesetz ist Smith ein souveräner Staat – und der alleinige Eigentümer des Planeten Mars.«

5

Jill machte große Augen. »Zu viele Martinis, Ben. Ich würde schwören, du hättest gesagt, diesem Patienten gehöre der Mars.«

»Und ob er ihm gehört! Smith hat ihn die vorgeschriebene Zeit besetzt gehalten. Smith *ist* der Planet Mars – König, Präsident, Volk. Wenn die *Champion* keinen Kolonisten zurückgelassen hätte, wäre Smiths Anspruch anfechtbar. Aber sie hat es getan, und das bedeutet eine fortgesetzte Besiedelung, obwohl Smith zur Erde gekommen ist. Er braucht mit den Kolonisten von der *Champion* nicht einmal zu teilen; das sind bloße Einwanderer, bis er ihnen die Staatsbürgerschaft verleiht.«

»Fantastisch!«

»Aber legal. Schätzchen, siehst du, warum die Leute an Smith interessiert sind? Und warum die Regierung

ihn versteckt gehalten hat? Was sie da veranstalten, ist noch nicht einmal annähernd legal. Smith ist sowohl Bürger der Vereinigten Staaten als auch der Föderation. Aufgrund seiner Abstammung besitzt er eine doppelte Staatsbürgerschaft. Es widerspricht dem Gesetz, einen Bürger der Föderation festzuhalten, selbst dann, wenn er ein überführter Krimineller ist. Diese Regelung gilt in der gesamten Föderation. Das ist eines der Dinge, die nach dem Dritten Weltkrieg geregelt wurden. Allerdings bezweifle ich, dass Smith seine Rechte kennt. Auch ist es in der ganzen Geschichte als unfreundlicher Akt betrachtet worden, einen zu Besuch weilenden Monarchen – was er ist – einzuschließen und ihn keinen Menschen empfangen zu lassen, besonders die Presse, also *mich*. Du willst mich immer noch nicht einschmuggeln?«

»Wie bitte? Du hast mir eine Wahnsinnsangst eingejagt. Ben, wenn ich erwischt worden wäre, was hätte man mit mir gemacht?«

»Hm ... keine Gewalt angewendet. Du wärest aufgrund eines von drei Ärzten unterzeichneten Attests in eine Gummizelle gesperrt worden, und jedes zweite Schaltjahr hättest du Post empfangen dürfen. Ich frage mich, was man mit *ihm* machen wird.«

»Was *kann* man denn mit ihm machen?«

»Nun, er könnte sterben – zum Beispiel an g-Ermüdung. Das wäre eine passende Ausrede für die Behörden.«

»Du glaubst, man will ihn *ermorden*?«

»Pst, pst! Benutz keine hässlichen Wörter! Ich glaube nicht, dass man es tun wird. Zunächst einmal ist er eine Goldmine an Informationen. Das ist sogar einer breite-

ren Öffentlichkeit bewusst. Er könnte mehr wert sein als Newton, Edison und Einstein zusammen, viel mehr – oder vielleicht auch nicht. Ich glaube nicht, dass sie ihn anrühren werden, bevor sie sich sicher sind. Zweitens ist er eine Brücke zwischen uns und der einzigen anderen zivilisierten Rasse, der wir bisher begegnet sind. Das ist mit Sicherheit von Bedeutung. Allerdings hat niemand eine Vorstellung davon, *wie* bedeutend. Wie gut bist du in klassischer Literatur? Hast du je H. G. Wells' *Der Krieg der Welten* gelesen?«

»Vor langer Zeit, in der Schule.«

»Nehmen wir mal an, die Marsianer erweisen sich als feindlich gesinnt und würden gewinnen. Ich nehme an, das könnten sie. Vielleicht verfügen sie im Gegensatz zu uns über Möglichkeiten, festzustellen, wie groß die Keule ist, die sie schwingen. Smith könnte der Vermittler sein, der den ersten interplanetarischen Krieg unnötig macht. Diese Möglichkeit, auch wenn sie von geringer Wahrscheinlichkeit ist, kann die Regierung nicht ignorieren. Die Entdeckung von Leben auf dem Mars ist etwas, das sie politisch noch nicht gewertet hat.«

»Dann meinst du, er ist nicht in Gefahr?«

»Im Augenblick nicht. Der Generalsekretär muss richtig raten. Wie du weißt, wackelt sein Stuhl.«

»Ich kümmere mich nicht um Politik.«

»Solltest du aber. Sie ist kaum weniger wichtig als dein eigener Herzschlag.«

»Darum kümmere ich mich ebenso wenig.«

»Sprich nicht dazwischen, wenn ich einen Vortrag halte. Das von Douglas zusammengehaltene Flickwerk der Ma-

jorität könnte über Nacht auseinanderbrechen – Pakistan würde schon bei einem nervösen Husten durchgehen. Es käme zu einem Misstrauensantrag, und Herr Generalsekretär Douglas wäre wieder ein billiger Rechtsanwalt. Der Mann vom Mars kann ihn stützen oder stürzen. Wirst du mich hineinschmuggeln?»

»Ich werde in ein Kloster gehen. Ist noch Kaffee da?»

»Ich sehe nach.«

Sie standen auf. Jill reckte sich. »Oh, meine alten Knochen! Lass den Kaffee, Ben; ich habe morgen einen schweren Tag. Du weißt: nervige Patienten anlächeln, spitzen Ärzten aus dem Weg gehen. Willst du mich nach Hause bringen? Oder schick mich nach Hause, das ist sicherer.«

»Okay, obwohl der Abend noch jung ist.« Er ging in sein Schlafzimmer und kam mit einem Gegenstand von der Größe eines kleinen Feuerzeugs heraus. »Du willst mich nicht hineinschmuggeln?»

»Ach, Ben, ich *möchte* ja, aber ...«

»Lass nur! Es ist gefährlich – und würde nicht nur deiner Karriere schaden. Eigentlich wollte ich dich bloß hierfür erweichen.« Er zeigte ihr den Gegenstand. »Willst du eine Wanze bei ihm anbringen?»

»Was ist denn das?»

»Das beste Werkzeug eines Spions seit dem Mickey Finn. Ein mikrominiaturisierter Rekorder. Der Draht wird von einer Feder angetrieben, sodass er von elektronischen Spürgeräten nicht entdeckt werden kann. Das Innere ist in Plastik verpackt – man könnte es aus einem Taxi fallen lassen. Als Energie ist etwa so viel Radioaktivität

erforderlich wie in einer Taschenuhr, aber sie ist abgeschirmt. Der Draht läuft vierundzwanzig Stunden. Dann holst du die Spule heraus und ersetzt sie durch eine andere – die Feder ist Teil der Spule.«

»Wird das Gerät explodieren?«, erkundigte Jill sich nervös.

»Man könnte es in einen Kuchen einbacken.«

»Ben, du hast mir Angst gemacht, sein Zimmer zu betreten.«

»Aber du kannst doch in das Zimmer nebenan gehen, nicht?«

»Ich denke schon.«

»Dieses Ding hat Eselsohren. Befestige es mit der konkaven Seite an der Wand – Klebeband genügt –, und es nimmt alles aus dem Nebenzimmer auf.«

»Man wird mich bemerken, wenn ich diesen Raum betrete und verlasse. Ben, sein Zimmer hat eine gemeinsame Wand mit einem Zimmer auf einem anderen Flur. Eigentlich ist es ja sogar Teil einer Suite. Würde das genügen?«

»Ausgezeichnet. Machst du es?«

»Hm ... gib mir das Gerät! Ich werde darüber nachdenken.«

Caxton polierte es mit seinem Taschentuch. »Zieh Handschuhe an.«

»Warum?«

»Der Besitz allein genügt, um einem einen Urlaub hinter Gittern einzubringen. Benutz Handschuhe, und lass dich nicht damit erwischen!«

»Dir fallen die nettesten Sachen ein!«

»Möchtest du aussteigen?«

Jill stieß den Atem aus. »Nein. Ich wollte schon immer ein kriminelles Leben führen. Bringst du mir Gangstersprache bei? Schließlich möchte ich dir eine gute Braut sein.«

»Braves Mädchen!« Ein Licht flackerte, Ben blickte hoch. »Das muss dein Taxi sein. Ich habe eins herbestellt, als ich das hier holen ging.«

»Oh. Suchst du bitte meine Schuhe? Komm nicht mit aufs Dach. Je weniger ich mit dir gesehen werde, desto besser.«

»Wie du wünschst.«

Als er ihr die Schuhe angezogen hatte und sich aufrichtete, nahm sie seinen Kopf in beide Hände und küsste ihn. »Lieber Ben! Es kann nichts Gutes dabei herauskommen, und ich habe nicht gewusst, dass du ein Krimineller bist – aber du bist ein guter Koch, solange ich die Kombination einstelle ... Vielleicht heirate ich dich, wenn ich dich dazu verleiten kann, mir noch einmal einen Antrag zu machen.«

»Das Angebot bleibt offen.«

»Heiraten Gangster ihre Bräute?« Sie entfernte sich eilends.

Jill hatte keine Mühe, die Wanze anzubringen. Die Patientin im Nebenzimmer durfte nicht aufstehen; Jill schaute oft auf einen Plausch bei ihr herein. Sie klebte das Gerät an die Wand über einem Schrankbett, während sie davon redete, dass die Mädchen die Bretter *niemals* abstaubten.

Das Auswechseln der Spule am nächsten Tag war leicht; die Patientin schlief. Sie erwachte, während Jill auf einem Stuhl stand, doch Jill lenkte sie mit einer saftigen Klatschgeschichte ab.

Den bespielten Draht schickte Jill mit der Post weg, da sie das für sicherer als irgendwelche Verschwörertricks hielt. Ihr Versuch, eine dritte Spule einzusetzen, scheiterte. Sie wartete, bis die Patientin schlief, aber diese wachte auf, als Jill gerade auf den Stuhl gestiegen war. »Oh! Hallo, Miss Boardman.«

Jill erstarrte. »Hallo, Mrs. Fritschlie«, brachte sie hervor. »Haben Sie gut geruht?«

»Überhaupt nicht«, antwortete die Frau verdrießlich. »Der Rücken tut mir weh.«

»Ich reibe ihn Ihnen ein.«

»Hilft nichts. Was haben Sie immer in meinem Schrank herumzustöbern? Stimmt etwas nicht?«

Jill versuchte, ihren Magen wieder hinunterzuschlucken. »Mäuse«, antwortete sie.

»Mäuse? Oh, ich muss unbedingt ein anderes Zimmer haben!«

Jill riss das Gerät ab, stopfte es in die Tasche und sprang zu Boden. »Nicht doch, Mrs. Fritschlie – ich habe nur nachgesehen, ob Mäuselöcher da sind. Aber es sind keine da.«

»Sind Sie *sicher*?«

»Ganz sicher. Jetzt wollen wir Ihren Rücken einreiben. Beugen Sie sich vor.«

Jill entschloss sich, es mit dem leeren Zimmer zu riskieren, das Teil von K-12, der Suite des Mannes vom Mars,

war. Es blieb ihr nicht mehr viel Zeit, bevor sie abgelöst wurde. Also holte sie den Hauptschlüssel.

Doch sie fand das Zimmer offen und von zwei weiteren Marines bevölkert; die Wache war verdoppelt worden. Einer der Männer sah zu ihr hin, als sie die Tür öffnete. »Suchen Sie jemanden?«

»Nein. Setzt euch nicht auf das Bett, Jungs«, entgegnete sie scharf. »Wenn ihr Stühle braucht, werden wir welche kommen lassen.« Der Mann stand widerstrebend auf; Jill ging und versuchte, ihr Zittern zu verbergen.

Bei Dienstschluss trug sie die Wanze immer noch in der Tasche. Sie wollte sie Caxton zurückgeben. Also zog sie sich etwas anderes an, steckte die Wanze in ihre Tasche und ging aufs Dach. Einmal an der Luft und auf dem Weg zu Bens Wohnung, atmete sie freier. Sie rief ihn auf dem Flug an.

»Hier Caxton.«

»Jill, Ben. Ich möchte dich besuchen. Bist du allein?«

Er antwortete langsam: »Das halte ich nicht für besonders klug.«

»Ben, ich muss. Ich bin schon unterwegs.«

»Okay, wenn es nicht anders geht.«

»Welche Begeisterung!«

»Hör zu, Schatz, nicht etwa, dass ich ...«

»Bis dann!« Sie schaltete ab, beruhigte sich und nahm sich vor, es nicht an Ben auszulassen – sie spielten außerhalb ihrer eigenen Liga. Zumindest sie tat es. Sie hätte die Finger von der Politik lassen sollen.

Jill fühlte sich besser, als sie sich in seine Arme schmiegte. Ben war ein so lieber Kerl, vielleicht sollte sie ihn doch

heiraten. Als sie etwas sagen wollte, legte er ihr die Hand über den Mund und flüsterte: »Nichts sagen. Möglich, dass ich abgehört werde.«

Sie nickte, holte den Rekorder hervor, gab ihn ihm. Seine Augenbrauen wanderten in die Höhe, aber er bemerkte nichts dazu. Stattdessen reichte er ihr ein Exemplar der *Post* vom Nachmittag.

»Hast du die Zeitung schon gelesen?«, fragte er mit natürlicher Stimme. »Du könntest einen Blick hineinwerfen, während ich abwasche.«

»Danke.« Sie griff danach, und er zeigte auf einen Artikel. Dann ging er und nahm den Rekorder mit. Der Artikel war von Ben.

DAS KRÄHENNEST

von Ben Caxton

Jeder weiß, dass Gefängnisse und Krankenhäuser eins gemeinsam haben: Es kann sehr schwierig sein, hinauszukommen. In mancher Beziehung ist ein Gefangener weniger abgeschnitten als ein Patient; ein Gefangener kann nach seinem Rechtsanwalt schicken, einen unparteiischen Zeugen verlangen, einen Haftprüfungstermin beantragen und auf einer öffentlichen Gerichtsverhandlung seines Falls bestehen.

Aber es braucht nur auf Befehl eines der Medizinmänner unseres komischen Stammes ein Schild KEIN BESUCH aufgehängt zu werden, um einen Krankenhauspatienten gründlicher in Vergessenheit

geraten zu lassen, als es dem Mann mit der eisernen Maske geschehen ist.

Sicher, die nächsten Verwandten des Patienten kann man nicht draußen lassen – aber der Mann vom Mars hat offenbar keine. Die Crew der unglücklichen *Envoy* besaß wenige Familienbande auf der Erde. Wenn der Mann mit der eisernen Maske – Verzeihung, ich meine den »Mann vom Mars« – irgendwelche Angehörigen besitzt, die seine Interessen wahrnehmen, sind ein paar Tausend Reporter unfähig gewesen, sie aufzuspüren.

Wer spricht für den Mann vom Mars? Wer hat bewaffnete Posten um ihn aufgestellt? Was hat er für eine fürchterliche Krankheit, dass niemand einen Blick auf ihn werfen, geschweige denn ihm eine Frage stellen darf? Ich wende mich an Sie, Herr Generalsekretär. Die Erklärungen »körperliche Schwäche« und »g-Ermüdung« ziehen nicht mehr. Wenn das die Antwort wäre, würde eine neunzig Pfund wiegende Krankenschwester den gleichen Zweck erfüllen wie bewaffnete Posten.

Könnte diese Krankheit finanzieller Natur sein? Oder (drücken wir es milde aus) politischer?

Es kam noch mehr von der Art. Jill erkannte, dass Ben versuchte, die Regierung mit diesem Köder ins Freie zu locken. Sie wusste nicht, was er damit erreichen wollte. Die Höhen der Politik und der Finanzwelt waren ihrem Verstand immer verborgen geblieben. Ihr war klar, dass er ein ernstes Risiko einging, wenn er die Behörden so

herausforderte, aber sie hatte keine Ahnung von der Größe der Gefahr oder davon, in welcher Gestalt diese Gefahr auftreten mochte.

Jill blätterte die Zeitung durch. Sie war voll von Geschichten über die *Champion*, Fotos von Generalsekretär Douglas beim Anheften von Orden, Interviews mit Captain van Tromp und seinen tapferen Mannen, Bildern von Marsianern und marsianischen Städten. Über Smith gab es wenig, nur ein Bulletin, er erhole sich langsam von den Folgen seiner Reise.

Ben kam heraus und warf ihr ein paar Blätter Florpostpapier in den Schoß. »Da ist noch eine Zeitung.« Damit ging er wieder.

Jill sah, dass die »Zeitung« eine Abschrift dessen war, was die erste Drahtspule aufgenommen hatte. Die verschiedenen Sprecher waren als »erste Stimme«, »zweite Stimme« und so weiter gekennzeichnet, aber Ben hatte die Namen hingeschrieben, wann immer er eine Person hatte identifizieren können. Oder über der Kopfleiste stand: »Alle Stimmen sind männlich.«

Der größte Teil der Aufzeichnungen enthielt nichts Interessantes. Die meisten Absätze zeigten nur, dass man Smith zu essen gegeben, ihn gewaschen und massiert hatte. Außerdem hatte er sich unter der Aufsicht zweier Stimmen, von denen eine als »Dr. Nelson« identifiziert und eine als »zweiter Arzt« gekennzeichnet war, körperlich geübt. Jill entschied, dass es sich hierbei um Dr. Thaddeus handeln müsse.

Eine Passage hatte nichts mit der Pflege des Patienten zu tun. Jill las sie zweimal.

DR. NELSON: Wie fühlen Sie sich, Junge? Stark genug zum Reden?

SMITH: Ja.

DR. NELSON: Ein Mann möchte Sie sprechen.

SMITH (*Pause*): Wer? (*Caxton hatte geschrieben: Allem, was Smith sagt, geht eine Pause voraus.*)

NELSON: Dieser Mann ist unser großer ... (*in Schriftzeichen nicht wiederzugebendes gutturales Wort – marsianisch?*). Er ist unser ältester Alter. Wollen Sie mit ihm reden?

SMITH (*sehr lange Pause*): Ich bin groß glücklich. Der Alte wird sprechen, und ich höre zu und wachse.

NELSON: Nein, nein! Er möchte Ihnen Fragen stellen.

SMITH: Ich kann einen Alten nicht belehren.

NELSON: Der Alte wünscht es. Werden Sie zulassen, dass er Ihnen Fragen stellt?

SMITH: Ja.

(*Hintergrundgeräusche – kurze Pause*)

NELSON: Hier entlang, Sir. Ich habe veranlasst, dass Dr. Mahmoud sich zum Dolmetschen bereithält.

Jill las: »Neue Stimme.« Caxton hatte das durchgestrichen und korrigiert in: »Generalsekretär Douglas!!!«

GENERALSEKRETÄR: Ich werde ihn nicht brauchen. Sie sagten doch, Smith verstehe Englisch.

NELSON: Nun, ja und nein, Euer Exzellenz. Er kennt eine Reihe von Wörtern, aber, wie Mahmoud sagt, er hat keinen kulturellen Kontext, in den er sie einfügen könnte. Das kann verwirrend sein.

GENERALSEKRETÄR: Oh, wir werden schon zurechtkommen, davon bin ich überzeugt. Als ich ein junger Mann war, bin ich als Anhalter durch ganz Brasilien gereist, und zu Beginn sprach ich kein einziges Wort Portugiesisch. Wenn Sie uns jetzt miteinander bekannt machen würden – und dann lassen Sie uns allein.

NELSON: Sir? Ich sollte besser bei meinem Patienten bleiben.

GENERALSEKRETÄR: So, Doktor? Ich muss darauf bestehen, dass Sie sich entfernen, tut mir leid.

NELSON: Und mir tut es leid, dass *ich* darauf bestehen muss zu bleiben. Verzeihen Sie, Sir. Die medizinische Ethik ...

GENERALSEKRETÄR (*unterbricht*): Ich als Rechtsanwalt weiß einiges über Gerichtsmedizin. Also ersparen Sie mir diesen Mumbo Jumbo über »medizinische Ethik«. Hat dieser Patient Sie als seinen Arzt ausgesucht?

NELSON: Eigentlich nicht, aber ...

GENERALSEKRETÄR: Hat er Gelegenheit bekommen, unter einer Reihe von Ärzten zu wählen? Das bezweifle ich. Er hat den Status eines Mündels des Staates. Ich handle *de facto* und, wie Sie sich vergewissern können, ebenso *de jure* als sein nächster Verwandter. Ich wünsche, mit ihm allein zu sprechen.

NELSON (*lange Pause, dann sehr förmlich*): Wenn Sie diese Haltung einnehmen, Euer Exzellenz, lege ich die Behandlung nieder.

GENERALSEKRETÄR: Fassen Sie es nicht so auf, Doktor. Ich stelle ja Ihre Behandlung nicht infrage. Aber Sie würden eine Mutter nicht daran hindern, ihren Sohn allein zu sprechen, nicht wahr? Fürchten Sie, ich könnte ihm etwas antun?

NELSON: Nein, aber ...

GENERALSEKRETÄR: Was haben Sie dann einzuwenden? Nun machen Sie schon, stellen Sie uns vor, damit wir weiterkommen! Dieses Hin und Her könnte Ihren Patienten aufregen.

NELSON: Euer Exzellenz, ich will Sie vorstellen. Dann müssen Sie sich einen anderen Arzt für Ihr ... Mündel suchen.

GENERALSEKRETÄR: Das bedaure ich, Doktor, wirklich. Ich kann das nicht als endgültig hinnehmen. Wir werden später darüber diskutieren. Wollen Sie jetzt so freundlich sein?

NELSON: Kommen Sie hier herüber, Sir. Sohn, das ist der Mann, der Sie sprechen möchte. Unser großer Alter.

SMITH: *(nicht in Schriftzeichen wiederzugeben)*.

GENERALSEKRETÄR: Was hat er gesagt?

NELSON: Eine ehrerbietige Begrüßung. Mahmoud sagt, es bedeute: »Ich bin nur ein Ei.« Mehr oder weniger jedenfalls. Es ist freundlich gemeint. Sohn, sprich die Menschensprache!

SMITH: Ja.

NELSON: Und Sie verwenden besser einfache Wörter, wenn ich Ihnen einen letzten Rat geben darf.

GENERALSEKRETÄR: Oh, das werde ich.

NELSON: Leben Sie wohl, Euer Exzellenz. Leben Sie wohl, Sohn.

GENERALSEKRETÄR: Danke, Doktor. Bis nachher.

GENERALSEKRETÄR (*weiter*): Wie fühlen Sie sich?

SMITH: Fühle gut.

GENERALSEKRETÄR: Ausgezeichnet. Wenn Sie etwas möchten, brauchen Sie nur darum zu bitten. Wir möchten, dass Sie glücklich sind. Jetzt hätte ich gern, dass Sie etwas für mich tun. Können Sie schreiben?

SMITH: Schreiben? Was ist »Schreiben«?

GENERALSEKRETÄR: Nun, Ihr Daumenabdruck tut es auch. Ich möchte Ihnen ein Papier vorlesen. Dieses Papier enthält eine Menge Rechtsanwalts-geschwätz, aber einfach ausgedrückt heißt es, dass Sie zustimmen, mit dem Verlassen des Mars alle Ansprüche, die Sie dort haben mögen, aufgegeben zu haben. Verstehen Sie mich? Sie übergeben sie der Regierung zu treuen Händen.

SMITH: (*keine Antwort*).

GENERALSEKRETÄR: Also, sagen wir es so: Der Mars gehört Ihnen nicht, oder?

SMITH (*längere Pause*): Ich verstehe nicht.

GENERALSEKRETÄR: Hm ... versuchen wir es noch einmal. Sie möchten hierbleiben, nicht wahr?

SMITH: Ich weiß es nicht. Ich wurde von den Alten geschickt. (*Lange, nicht in Schriftzeichen wiederzugebende Rede, klingt, als kämpfe ein Ochsenfrosch mit einer Katze.*)

GENERALSEKRETÄR: Verdammt, inzwischen hätte man ihm mehr Englisch beibringen sollen. Hören

Sie, Sohn, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Setzen Sie einfach Ihren Daumenabdruck unten auf diese Seite. Geben Sie mir Ihre rechte Hand. Nein, zappeln Sie nicht so herum. *Stillhalten!* Ich tue Ihnen doch nicht weh ... *Doktor!*
Dr. Nelson!

ZWEITER ARZT: Ja, Sir?

GENERALSEKRETÄR: Holen Sie Dr. Nelson!

ZWEITER ARZT: Dr. Nelson? Aber er ist gegangen, Sir.
Er sagte, Sie hätten ihn von diesem Fall entbunden.

GENERALSEKRETÄR: Das hat Nelson gesagt? *Verdammt* soll er sein! Tun Sie doch etwas! Beatmen Sie ihn! Geben Sie ihm eine Spritze! Stehen Sie nicht einfach da herum – sehen Sie nicht, dass der Mann stirbt?

ZWEITER ARZT: Ich glaube nicht, dass man irgend-
etwas tun kann, Sir. Lassen Sie ihn einfach in Ruhe,
bis er wieder zu sich kommt. So hat Dr. Nelson es
immer gemacht.

GENERALSEKRETÄR: Zur Hölle mit Dr. Nelson!

Die Stimme des Generalsekretärs war nicht wieder zu hören, ebenso wenig die von Dr. Nelson. Jill konnte sich aus Klatsch, den sie gehört hatte, zusammenreimen, dass Smith sich in einen seiner katalepsiartigen Zustände zurückgezogen hatte. Zwei weitere Bemerkungen waren aufgenommen worden. Die eine lautete: Es ist nicht nötig, zu flüstern. Er kann Sie nicht hören. Die andere: Nehmen Sie das Tablett weg! Wir werden ihm zu essen geben, wenn er zu sich kommt.

Jill las das Manuskript mittlerweile zum dritten Mal, als Ben wieder erschien. Er hatte weitere Florpapierblätter bei sich, gab sie ihr aber nicht. Stattdessen erkundigte er sich: »Hunger?«

Sie warf einen fragenden Blick auf die Papiere in seinen Händen: »Halb tot vor Hunger.«

»Gehen wir eine Kuh schießen.«

Er sagte nichts auf dem Weg zum Dach, wo sie ein Taxi nahmen, und er schwieg auch auf dem Flug zu der Alexandria-Plattform, wo sie in ein zweites Taxi umstiegen. Ben wählte eins mit einer Baltimore-Nummer. In der Luft stellte er die Kontrollen auf Hagerstown, Maryland, ein. Dann entspannte er sich. »Jetzt können wir reden.«

»Ben, was soll die Geheimnistuerei?«

»Entschuldige, meine Hübsche. Die Nerven und mein schlechtes Gewissen, verstehst du. Ich *weiß* nicht, ob mein Apparat verwandt ist – aber wenn ich es bei ihnen fertigbringe, bringen sie es auch bei mir fertig. Das Gleiche gilt für ein Taxi. Schließlich habe ich meine Nase zu tief in Dinge gesteckt, die die Behörden lieber im Dunkeln lassen würden. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, dass ein von meiner Wohnung aus herbeigerufenes Taxi ein Ohr hat, aber es könnte eins haben; die Kommandos der Sonderpolizei sind gründlich. Dieser Wagen dagegen ...« Er klopfte auf das Polster. »Sie können nicht Tausende von Taxis mit Abhörgeräten versehen. Ein aufs Geratewohl ausgewähltes sollte sicher sein.«

Jill erschauerte. »Ben, du glaubst doch nicht, sie würden ...« Ihre Stimme erstarb.

»Und ob ich das glaube! Du hast meinen Artikel gelesen. Ich habe dieses Exemplar vor neun Stunden bekommen. Meinst du, die Regierung lässt es sich gefallen, dass ich ihr in den Bauch trete, ohne zurückzutreten?«

»Aber du hast immer gegen die Regierung opponiert.«

»Das war okay. Es ist schließlich die Pflicht der treuen Opposition Ihrer Majestät, zu opponieren. Aber das hier ist etwas ganz anderes. Ich habe sie angeklagt, einen Menschen als politischen Gefangenen festzuhalten. Jill, eine Regierung ist ein lebender Organismus. Wie bei jedem Lebewesen ist ihre vorherrschende Eigenschaft der Überlebenswille. Greif sie an, und sie schlägt zurück. Diesmal habe ich sie schwer getroffen.« Er setzte hinzu: »Aber ich hätte dich nicht hineinziehen sollen.«

»Ich fürchte mich nicht. Nicht mehr, seit ich dir diesen Apparat zurückgegeben habe.«

»Du stehst mit mir in Verbindung. Wenn es ungemütlich wird, könnte das genügen.«

Jill verstummte. Niemals zuvor war sie mit der Skrupellosigkeit der Macht konfrontiert worden. Abgesehen von ihren Erfahrungen als Krankenschwester und dem fröhlichen Guerillakrieg der Geschlechter, war Jill genauso unschuldig wie der Mann vom Mars. Sie konnte sich nur schwer vorstellen, dass sie, der nie etwas Schlimmeres widerfahren war als eine Tracht Prügel in ihrer Kindheit und gelegentlich ein barsches Wort, seit sie erwachsen war, in Gefahr sein sollte. Als Krankenschwester hatte sie die Folgen von Grausamkeit zu sehen bekommen, aber es war doch unmöglich, dass das ihr passierte!

Ihr Taxi begann vor der Landung zu kreisen, bevor sie das trübsinnige Schweigen brach. »Ben? Angenommen, dieser Patient stirbt. Was geschieht dann?«

»Hä?« Caxton runzelte die Stirn. »Das ist eine gute Frage. Das ist eine *sehr* gute Frage. Anscheinend beginnst du Interesse an meiner Arbeit zu zeigen. Wenn es keine weiteren Fragen mehr gibt, kann die Klasse nach Hause gehen.«

»Werd nicht komisch.«

»Hm ... Jill, ich habe nächtelang wach gelegen, um eine Antwort darauf zu finden. Es gibt zwei Fragen – eine politische und eine finanzielle. Hier sind die besten Antworten, die ich habe: Wenn Smith stirbt, erlischt sein Anspruch auf den Mars. Wahrscheinlich werden die Leute, die die *Champion* auf dem Mars zurückgelassen hat, von Neuem Anspruch auf ihn erheben – und es ist so gut wie sicher, dass die Regierung einen Vertrag mit ihnen abgeschlossen hat, bevor sie die Erde verließen. Auch wenn die *Champion* ein Schiff der Föderation ist, lässt sich denken, dass Generalsekretär Douglas – dieser herausragende Kämpfer für die Menschenrechte – die Fäden in der Hand hält. Dadurch würde er lange Zeit an der Macht bleiben. Andererseits braucht Smiths Tod überhaupt keine Folgen zu haben.«

»Wieso?«

»Vielleicht ist die Larkin-Entscheidung nicht auf ihn anwendbar. Luna war nicht bewohnt, aber der Mars ist es – von Marsianern. Im Augenblick haben die Marsianer juristisch gesehen den Wert null. Aber der Hohe Gerichtshof könnte einen Blick auf die politische Situa-

tion werfen und entscheiden, dass die menschliche Besetzung eines Planeten, der von Nichtmenschen bewohnt ist, juristisch irrelevant ist. Dann müsste man sich wegen Rechten auf dem Mars an die Marsianer wenden.«

»Aber, Ben, das wäre doch sowieso der Fall. Diese Vorstellung, dass ein Planet einem einzelnen Menschen *gehört* ... Das ist irrwitzig!«

»Benutze dieses Wort nicht gegenüber einem Rechtsanwalt. Er würde dich sowieso nicht verstehen. Beim Jurastudium gehört es zu den Pflichtübungen, Mücken in die Länge zu ziehen und Kamele hinunterzuschlucken. Außerdem gibt es einen Präzedenzfall. Im 15. Jahrhundert teilte der Papst die westliche Hemisphäre zwischen Spanien und Portugal auf, und niemanden interessierte es, dass Grund und Boden von Indianern bewohnt waren. Die Verleihung war nichtsdestotrotz wirksam. Sieh dir auf einer Landkarte an, wo spanisch und wo portugiesisch gesprochen wird. Dann sieh dir an, wie viel den Indianern geblieben ist.«

»Ja, aber – Ben, wir leben nicht mehr im 15. Jahrhundert.«

»Rechtsanwälte schon. Sie zitieren immer noch Blackwell, den Code Napoléon oder sogar die Gesetze des Justinian. Jill, wenn der Hohe Gerichtshof zu dem Schluss kommt, die Larkin-Entscheidung sei anwendbar, hat Smith es in der Hand, Konzessionen im Wert von Millionen, eher von Milliarden zu vergeben. Überträgt er seinen Anspruch auf die Regierung, kontrolliert Generalsekretär Douglas die Verteilung des Kuchens. Das ist genau das,

was er erreichen will. Du hast das Protokoll der Wanze doch gelesen.«

»Ben, warum will irgendjemand so viel Macht?«

»Warum fliegt eine Motte ins Licht? Der Trieb der Macht ist noch unlogischer als der Geschlechtstrieb ... und stärker. Smiths finanzieller Besitz ist übrigens beinahe ebenso wichtig wie seine Position als nomineller König und Kaiser des Mars. Das Hohe Gericht mag ihm die Siedlerrechte absprechen, aber ich bezweifle, ob irgendetwas seine Stellung als Eigentümer des Lyle-Antriebs und eines Aktienpakets von Lunar Enterprises erschüttern könnte. Die acht Testamente sind öffentlich hinterlegt worden. Außerdem erbt er in den drei wichtigsten Fällen auch ohne ein Testament. Was geschieht, wenn er stirbt? Natürlich würden tausend angebliche Vettern auftauchen, aber die Science Foundation hat solch geldhungriges Gewürm seit Jahren abgewehrt. Möglich, dass sein Vermögen an den Staat fällt, wenn Smith ohne Testament stirbt.«

»Meinst du die Föderation oder die Vereinigten Staaten?«

»Noch eine Frage, auf die ich keine Antwort weiß. Seine Eltern stammen aus zwei Ländern der Föderation, und er wurde außerhalb der Föderation geboren ... und für manche Leute wird es einen entscheidenden Unterschied machen, wer mit diesen Aktien stimmt und die Lizenzen für diese Patente vergibt. Das wird nicht Smith sein, der kann doch eine Bevollmächtigung nicht von einem Strafzettel unterscheiden, sondern wahrscheinlich der, der ihn zu fassen bekommt und fähig ist, ihn fest-

zuhalten. Ich bezweifle, ob Lloyd sein Leben versichern würde. Mir scheint er ein nicht akzeptables Risiko zu sein.«

»Der arme Junge! Das arme, arme Kind!«

6

Das Restaurant in Hagerstown hatte »Atmosphäre«. Tische waren über einen Rasen verstreut, der zu einem Teich hin abfiel, und weitere Tische hingen in den Ästen gewaltiger Bäume. Über ihren Köpfen erstreckte sich ein Energiefeld. Auf diese Weise war es möglich, in den offenen Bereichen ein sommerliches Klima beizubehalten, egal, ob es draußen regnete oder sogar schneite.

Jill hätte gern in einem Baum gegessen, aber Ben bestach den *mâitre d'hotel*, einen Tisch dicht ans Wasser bringen zu lassen, und dann befahl er, dass ein Stereotank daneben aufgestellt wurde.

Jill war verstimmt. »Ben, warum diese Preise zahlen, wenn wir nicht in den Bäumen essen können und stattdessen diesen grässlichen Lärmkasten erdulden müssen?«

»Geduld, Kleines. Tische in Bäumen haben Mikrofone, das muss so sein, der Bedienung wegen. Dieser Tisch ist nicht präpariert, hoffe ich, weil ich gesehen habe, wie der Kellner ihn von einem Stapel nahm. Was den Tank betrifft, so ist es nicht nur unamerikanisch, ohne Stereo zu essen, der Lärm wird auch ein Richtmikrofon stören – falls Mr. Douglas' Ermittler Interesse zeigen.«

»Glaubst du wirklich, wir werden beschattet, Ben?«
Jill schüttelte sich. »Für ein Leben als Kriminelle bin ich nicht geschaffen.«

»Pah! Als ich den Skandal bei General Synthetics aufklärte, habe ich nie zweimal an derselben Stelle geschlafen und nichts als abgepackte Nahrung gegessen. Am Ende gefällt es einem – stimuliert den Metabolismus.«

»Mein Metabolismus braucht das nicht. Ich verlange nichts weiter als einen einzigen älteren reichen Patienten.«

»Willst du mich nicht heiraten, Jill?«

»Nachdem mein zukünftiger Gatte abgekratzt ist, ja. Oder vielleicht werde ich dann so reich sein, dass ich dich mir als Schößtier halten kann.«

»Wie ist es, sollen wir gleich heute Abend damit anfangen?«

»*Nachdem* er abgekratzt ist.«

Während des Dinners endete die Musiksendung, die ihre Trommelfelle attackiert hatte. Der Kopf eines Sprechers füllte den Tank. Er lächelte: »SNNW, Sendernetz der Neuen Welt, und sein Sponsor ›Kluges Mädchen‹, die bekannte Malthus-Tabletten-Marke, haben die Ehre, die Zeit für eine Epoche machende Sendung der Föderationsregierung zur Verfügung zu stellen. Vergesst nicht, Freunde, jedes kluge Mädchen nimmt ›Kluges Mädchen‹. Leicht bei sich zu tragen, angenehm einzunehmen, garantiert pannensicher und nach Verordnung 1312 für den Verkauf ohne ärztliches Rezept zugelassen. Warum mit altmodischen, unästhetischen, schädlichen, unsicheren Methoden ein Risiko eingehen? Warum *seine* Liebe

und Achtung aufs Spiel setzen?« Der charmante wölfische Sprecher blickte zur Seite und beeilte sich, mit der Werbung fertig zu werden: »Ich präsentiere euch das ›Kluge Mädchen‹, und sie wiederum bringt euch den Generalsekretär – und den Mann vom Mars!«

Die 3-D-Aufnahme wurde auf eine junge Frau geschnitten, so sinnlich, so verführerisch, so offensichtlich ein Säugtier, dass sie jedes männliche Wesen unzufrieden mit den lokalen Talenten machen musste. Sie reckte und wand sich und erklärte mit Schlafzimmerstimme: »*Ich* nehme immer ›Kluges Mädchen‹.«

Das Bild löste sich auf, und ein Orchester spielte *Heil dem universellen Frieden*. Ben fragte: »Nimmst du ›Kluges Mädchen‹?«

»Das geht dich nichts an!«, antwortete Jill verärgert und erklärte dann: »Es ist eine Quacksalbermedizin. Übrigens, wie kommst du auf die Idee, ich würde es brauchen?«

Caxton antwortete nicht. In dem Tank waren die väterlichen Züge von Generalsekretär Douglas erschienen. »Freunde«, begann er, »Mitbürger der Föderation, mir wird heute Abend eine einmalige Ehre, ein großes Privileg zuteil. Seit der triumphalen Rückkehr unserer glorreichen *Champion* ...« Er fuhr fort, den Bewohnern der Erde zu ihrem erfolgreichen Kontakt mit einem anderen Planeten, einer anderen Rasse zu gratulieren. Dabei ließ er durchblicken, die Heldentat sei die persönliche Leistung jedes einzelnen Bürgers, jeder Einzelne von ihnen hätte die Expedition leiten können, wäre er nicht mit wichtiger Arbeit beschäftigt gewesen – und er, General-

sekretär Douglas, stelle das demütige Instrument dar, das den Willen der Bürger vollzogen habe. Das sagte er nicht mit deutlichen Worten, aber er ging von der Voraussetzung aus, der einfache Mann sei jedem gleich und besser als die meisten, und der gute alte Joe Douglas verkörpere den einfachen Mann. Sogar seine bekleckerte Krawatte und sein strubbeliges Haar hatten die Wirkung »einfaches Volk«.

Ben Caxton hätte gern gewusst, wer die Rede geschrieben hatte. Jim Sanforth wahrscheinlich. In Douglas' Stab war er am gewandtesten darin, Adjektive auszuwählen, die kitzelten und besänftigten. Er hatte Werbetexte verfasst, bevor er in die Politik ging, und kannte keine Skrupel. Ja, »Die Hand, die die Wiege schaukelt« war Jims Arbeit – Jim war der Typ, der ein kleines Mädchen mit Bonbons anlocken konnte und das Ganze auch noch für eine clevere Operation hielt.

»Stell das ab!«, verlangte Jill.

»Ruhig, Hübsche. Ich muss es hören.«

»... und so, Freunde, habe ich die Ehre, euch unseren Mitbürger Valentine Michael Smith vorzustellen, den Mann vom Mars! Mike, wir wissen, Sie sind müde und haben sich nicht wohl gefühlt. Aber wollen Sie unseren Freunden ein paar Worte sagen? Alle wollen Sie kennenlernen.«

Schnitt. Die Stereoszene zeigte die Halbnahaufnahme eines Mannes in einem Rollstuhl. Douglas beugte sich über ihn, und auf der anderen Seite stand eine Krankenschwester, steif, gestärkt und fotogen.

Jill keuchte. Ben flüsterte: »Ruhig!«

Das Interview war nicht besonders lang. Das glatte Babygesicht des Mannes in dem Rollstuhl verzog sich zu einem schüchternen Lächeln. Er blickte in die Kamera und sagte: »Hallo, Leute. Entschuldigt, dass ich sitzen bleibe. Ich bin immer noch schwach.« Das Sprechen machte ihm offenbar Mühe. Einmal fühlte die Krankenschwester seinen Puls.

In den Antworten auf Douglas' Fragen äußerte er sich lobend über Captain van Tromp und seine Crew, dankte allen für seine Rettung und erzählte, jeder auf dem Mars sei schrecklich aufgeregt über den Kontakt mit der Erde. Er hoffe, bei der Anknüpfung freundlicher Beziehungen zwischen den beiden Planeten helfen zu können. Die Krankenschwester unterbrach, aber Douglas fragte freundlich: »Mike, fühlen Sie sich stark genug für eine einzige weitere Frage?«

»Na klar, Mr. Douglas – wenn ich sie beantworten kann.«

»Mike, was halten Sie von den Mädchen hier auf der Erde?«

»O Mann!«

Das Babygesicht nahm einen ekstatischen, hingerissenen Ausdruck an und wurde rot. Die Kamera fuhr auf Kopf und Schultern des Generalsekretärs. »Mike hat mich gebeten, Ihnen zu sagen«, verkündete er in väterlichem Ton, »dass er wieder zu Ihnen kommen wird, sobald er kann. Er muss erst Muskeln entwickeln, verstehen Sie. Möglicherweise nächste Woche, wenn die Ärzte meinen, dass er kräftig genug ist.« Nun wurden wieder die »Kluges-Mädchen«-Tabletten gezeigt, und eine Spielszene machte klar, dass ein Mädchen, das sie nicht nahm,

nicht nur den Verstand verloren habe, sondern auch ein völliger Versager sei. Die Männer würden die Straßenseite wechseln, um ihr aus dem Weg zu gehen. Ben schaltete auf einen anderen Kanal um. Dann wandte er sich Jill zu und meinte missmutig: »Den Artikel für morgen kann ich zerreißen. Durch den von heute stehe ich schon blöd genug da. Douglas hat Smith in seiner Gewalt.«

»Ben!«

»Was denn?«

»*Das war nicht der Mann vom Mars!*«

»Was? Baby, bist du *sicher*?«

»Oh, er sah ganz so aus. Er war sogar fast identisch. Selbst seine Stimme war dieselbe. Aber er war nicht der Patient, den ich in diesem bewachten Zimmer gesehen habe.«

Ben gab zu bedenken, dass Dutzende von Personen Smith gesehen hatten – Wachtposten, Krankenhausärzte, Pfleger, der Captain und die Crew der *Champion*, wahrscheinlich noch weitere. Einige von ihnen mussten diese Sendung verfolgt haben. Die Regierung musste damit rechnen, dass der eine oder andere einen untergeschobenen Smith erkennen würde. Ben konnte es nicht glauben. Das Risiko war zu groß.

Jill schob nur die Unterlippe vor und bestand darauf, der Mann im Stereotank sei nicht der Patient gewesen, den sie kennengelernt hatte. Schließlich sagte sie ärgerlich: »Okay, okay! Mach, was du willst! Ich kann nicht beweisen, dass ich recht habe, also muss ich mich irren – *Männer!*«

»Hör zu, Jill ...«

»Bitte, bring mich nach Hause!«

Ben ging, ein Taxi zu rufen. Er bestellte es nicht vom Restaurant aus, obwohl er nicht mehr glaubte, dass sich irgendjemand noch für ihn interessierte, sondern suchte sich eines auf dem Landeplatz eines Hotels gegenüber. Jill blieb auf dem Rückflug kühl. Ben holte die Abschrift heraus und las sie noch einmal. Er dachte eine Weile nach. Dann sagte er: »Jill?«

»Ja, Mr. Caxton?«

»Ich gebe dir gleich ›Mister!‹ Jill, ich entschuldige mich. Ich hatte unrecht.«

»Und was führt dich zu diesem Schluss?«

Er schlug die Blätter gegen die Handfläche. »Das. Es ist nicht möglich, dass Smith gestern dieses Benehmen zeigte und heute Abend ein solches Interview gab. Er wäre durchgedreht und in eine dieser Trancen verfallen.«

»Es erfüllt mich mit Genugtuung, dass du das Offensichtliche endlich erkannt hast.«

»Jill, hättest du die Güte, mir einen Tritt zu geben und dann wieder gut zu sein? Weißt du, was das heißt?«

»Es heißt, dass man einen Schauspieler genommen und ein Interview getürkt hat. Das habe ich dir schon vor einer Stunde gesagt.«

»Sicher. Einen Schauspieler, und zwar einen guten, der sorgfältig zurechtgemacht und instruiert worden ist. Aber es bedeutet mehr als das. Wie ich es sehe, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist Smith tot, und ...«

»Tot!« Plötzlich war Jill wieder bei dieser merkwürdigen Wassertrinkeremonie und spürte den fremden, war-

men, unweltlichen Duft von Smiths Persönlichkeit, spürte ihn mit unerträglichem Kummer.

»Durchaus möglich. In dem Fall wird Smith in der Person seines Doppelgängers am Leben erhalten, solange sie ihn brauchen. Das dauert dann vielleicht eine Woche oder auch zehn Tage. Auf jeden Fall so lange, bis sie ihn dazu gebracht haben, das zu unterschreiben, was sie wollen. Dann wird der Doppelgänger ›sterben‹. Man wird ihn wegschicken, versehen mit einem so starken hypnotischen Sprechverbot, dass er an Asthma ersticken würde, sollte er versuchen, die Sache auszulaudern. Vielleicht nimmt man sogar eine Lobotomie an ihm vor. Aber wenn der echte Smith bereits tot ist, vergessen wir die Sache am besten. Wir könnten die Wahrheit niemals beweisen. Gehen wir also davon aus, dass er noch lebt.«

»Oh, das hoffe ich sehr!«

»Was ist dir Hekuba oder Hekuba dir?«, zitierte Caxton falsch. »Wenn er lebt, könnte es sein, dass kein finsterner Plan dahintersteckt. Schließlich benutzen alle Persönlichkeiten von öffentlichem Interesse Doubles. Die Öffentlichkeit regt sich noch nicht einmal darüber auf. Irgendjemand entdeckt meist das Double und hält sich für besonders clever und allwissend. Vielleicht hatten die Behörden einfach nur auf den öffentlichen Druck reagiert und den Mann vom Mars vorgeführt, auf den alle so neugierig waren. Unser Freund Smith mag in zwei oder drei Wochen so weit sein, dass er die Anstrengungen eines öffentlichen Auftritts aushält, und dann wird man ihn ins Freie lassen. Aber ich habe gewaltige Zweifel daran!«

»Warum?«

»Benutz deinen Kopf! Ein Versuch von Douglas, aus Smith herauszuquetschen, was er haben will, ist schon fehlgeschlagen. Und Douglas kann sich ein Versagen nicht leisten. Deshalb glaube ich, dass er Smith tiefer als je zuvor vergraben wird ... und wir werden den echten Mann vom Mars nie zu sehen bekommen.«

»Er wird ihn *töten*?«, fragte Jill langsam.

»Warum sollte er Gewalt anwenden? Es genügt, ihn in ein privates Pflegeheim zu stecken und ihn nie irgendwas lernen zu lassen. Vielleicht ist er sogar schon aus dem Bethesda-Zentrum verlegt worden.«

»Oh, lieber Gott! Ben, was sollen wir *tun*?«

Caxtons Gesicht verfinsterte sich. »Sie haben den Schlichter und den Ball und stellen die Regeln auf. Aber ich werde mit einem Unparteiischen Zeugen und einem zähen Rechtsanwalt hineinmarschieren und Smith zu sprechen verlangen. Vielleicht kann ich die Sache in die Öffentlichkeit zerren.«

»Ich werde dicht hinter dir marschieren!«

»Den Teufel wirst du tun! Wie du betontest, würde es dich beruflich ruinieren.«

»Aber du brauchst mich, um ihn zu identifizieren.«

»Von Angesicht zu Angesicht kann ich einen Mann, der unter Nichtmenschen aufgewachsen ist, von einem Schauspieler unterscheiden, der vorgibt, dieser Mann zu sein. Geht jedoch etwas schief, bist du mein Ass im Ärmel – jemand, der weiß, dass es sich um einen faulen Zauber handelt, und der Zugang zum Inneren des Bethesda-Zentrums hat. Schatz, wenn du nichts von mir hörst, musst du nach eigenem Ermessen vorgehen.«

